Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Neues Journal aller Journale, oder sciagraphische Uebersicht der vorzüglichsten fremden und einheimischen Zeitschriften

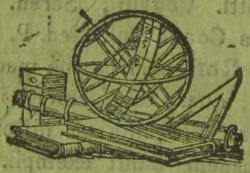
4.1790,2

1790

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1040564453

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Neues
Journal aller Journale,
oder
sciagraphische Uebersicht
der vorzüglichsten
fremden und einheimischen
Zeitschriften.



Vierter Band. Zweytes Stück.
November 1790.

Hamburg,
in der Hoffmannischen Buchhandlung.

Ab-3339(2e)

Von diesem Journal erscheint monatlich ein Heft von 8 bis 9 Bogen. Der Preis des Jahrganges ist zu 1 Louisd'or bestimmt. Man kann es in allen Buchhandlungen Deutschlands und auf allen Postämtern bekommen. Diejenigen Buchhandlungen, welche gegen eine billige Vergütung, durch selbiges Avertissements, Ankündigungen von Uebersetzungen u. d. gl. bekannt gemacht zu sehen wünschen, haben sich dieserwegen an die Verlagshandlung zu wenden.

D. Sam. Gottl. Vogelii, Seren. Duc. regn. Megapol. a Consil. aul. Med. P. P. O. in Vniverf. Litt. Roftoch. Diatribe medico politica, de cauffis, quare tot fubmerfi in vitam non revocentur. Præmiffa eft hiftoria memorabilis cujusdem fauſti exempli. Hamburgi, fumtibus B. G. Hoffmanni. 1790. 112 Seiten, kl. 8.

Herr Geheimerath Baldinger nahm im 2ten Stücke des dritten Bandes, und im 3ten Stücke des vierten Bandes seines neuen Magazins für Aerzte, eine Abhandlung des nunmehrigen Herrn Hofrathes Vogel auf, die gleichfals von den bey Ertrunkenen anzuwendenden Rettungsmitteln handelte. Zu selbiger gab ein trauriger zu Ratzeburg sich eräugneter Vorfall, die nächste Veranlassung. Ein junger Mann nemlich, der überdem der einzige Sohn seiner Eltern war, brach, als er auf Schlittschuhen lief, mit dem Eise ein. Obgleich alles angewendet

Neues Journal aller Journale.

Eilftes Stück.

Auszug aus der im Septemberstücke, (1789) des Journal encyclopedique befindlichen Anzeige des Werks: Ayeen Ackbery, oder Anordnungen des Kayfers Ackber, nach dem Persischen Original übersetzt, durch Herrn Franz Gladwin. Drey Bände in 4to. Kalekuta 1783, 84 und 86.

Vilelede en Mahomed Ackber, Kaiser von Indostan, Zeitgenosse der Königinn Elisabeth von England, stammte im sechsten Grade, von Tamerlan ab. Er war gut und ädel, aber nicht minder groß als Krieger und Held. Er machte Eroberungen und bezwang fast alle diejenigen Provinzen des Reiches wieder, die sich unter seinem Vater Hemajoon, gegen die Regierung empört. Er zeigte, daß er sie zu beherrschen verdiene, weil er seine ganze Lebenszeit dem Bestreben widmete, sie glücklich zu machen.

Er war im Jahre 1542 zu Amerkote geboren — gelangete im Jahre 1556, zur Würde eines Kaisers — und starb zu Agre, im Jahre 1605, nachdem er 49 Jahr und 8 Monate regiert. Seine Geschichte ist, von seinem Vizir und Günstlinge, Abul Fezel, mit eben so vieler Eleganz als Wahrheitsliebe beschrieben, aber nur bis zum 47sten Regierungsjahre des Kaisers, in welchem der

Minister, von seinen Feinden ermordet ward, fortgesetzt worden. Er hatte seinem Werke, den Titel Ackberocameh beygelegt. Ayeen Ackbery ist als die Fortsetzung desselben anzusehn — und es ist also vollständig. Herr Gledwin ist vom Gouverneur Hastings, der sich auf mehr als eine Art, freygebig bezeigt, um diejenigen Kenntnisse zu erweitern, die man sich in Europa, in Ansehung Indiens gesammelt, aufgemuntert und unterstützt.

Doch zum Werke selbst. Zuforderst trift man hier, auf eine Beschreibung des Harems. Diesen stellt der Verfasser, als ein unermeßliches Gebäude dar, welches für 5000 Weiber, die erforderlichen Gemächer enthält. "Ein jedes derselben — sagt er — erhält ein, seinen "Verdiensten angemeßnes Gehalt. Keine Feder vermag "die Wichtigkeit derjenigen Geschenke zu beschreiben, die "sie aus den Händen des Kaisers erhalten. Ueberdem "bekommen diejenigen unter ihnen, die zur ersten Klasse "gehören, ein Monathsgehalt von 1600 Roupieen, un- "gefähr 200 Pfund Sterling. — Die übrigen aber, "1028. Ihre Zimmer sind aufs prächtigste eingerichtet "nnd meublirt, und sie halten, eine kostbare Tafel und "eine Menge Bediente.„

Ackber schien sie nur zu halten, um der Weise der Orientalischen Fürsten, ein Genüge zu leisten, denn er war den Vergnügungen der Sinne, überall nicht ergeben.

Er

Er speisete täglich nur einmahl und verließ die Tafel niemahlen, gänzlich gesättigt. Er hatte zu seinen Mahlzeiten keine eigentliche Stunde bestimmt; sondern seine Bediente mußten beständig, so viele Speisen in Bereitschaft halten, daß man ihm allemal, eine Stunde nach seinem ertheilten Befehle, 100 Schüsseln vorsetzen konnte.

"Der Kaiser — sagt sein Biograph — versäumte "nichts, um sich die Herzen seiner Unterthanen zu eigen "zu machen. Aller seiner Bestrebungen und tausendfa"chen Beschäftigungen unerachtet, verlohr sich seine na"türliche Heiterkeit nicht. Sein erster Wunsch war, "alles zu thun, was der Gottheit angenehm war. Er "übte seinen Geist, durch tiefsinnige Spekulationen, — "selbst mit vielen Kenntnissen bereichert, war er unab"läßig bemüht, den Fortgang der Aufklärung zu erleich"tern — ohne dabey, von seinen eigenen Meinungen, "eingenommen zu seyn. Er hörte alles an, was man "ihm sagte, weil er immer hoffte, seinem Herzen dieje"nige Freude zu gewähren, welche es allemal empfand, "wenn es von einem richtigen Grundsatze, oder von einer "schönen Handlung hörte. Wenn die erfahrensten "Männer mit ihm redeten, so wurden sie mehrmahlen, "durch ihre Unwissenheit schaamroth gemacht; obgleich "er aber, ihr Herr und Gebieter war; so erlaubte er es "sich doch niemalen, sein Ohr, gegen die Stimme einer "Untersuchung, verschlossen zu halten. Seiner Allgewalt "unerachtet, ließ er niemalen vom Stolze, vom Jach-

"zorn, oder von irgend einer anderen Leidenschaft, sich "übermannen.,,

"Wenn sich andere Historienerzähler hielten, um sich "einschläfern zu lassen; so hörte er ihnen zu, um sich "munter zu halten.,,

"Er entließ sich niemalen eine Pflicht, welche irgend "eine eingeführte Sitte von ihm verlangte, um denenje- "nigen keine Rechte über sich einzuräumen, die es ihm schuldig waren, gewissen eingeführeten Gewohnheiten, "Folge zu leisten.,,

"Sein ganzes Leben, ist eine ununterbrochene Kette, "von Tugenden. Dafür ist es von allen Wohldenkenden "und Weisen erkannt.,,

— "Niemalen lachte er über irgend eine Sekte, oder "hielt sich über irgend eine Religion auf. Er bethete "alle Tage viermal zu Gott — morgens, mittags, "abends und um Mitternacht. Für das Feuer überhaupt "und besonders gegen die Flamme, bezeigte er eine grosse "Verehrung, weil man sie für Strahlen, des höheren "Lichtes hielt.,,

"Nicht nur seine Tage, sondern selbst seine Nächte, "waren den Regierungsgeschäften gewidmet. Nur "abends und eben so gegen Morgen, ruhte er ein we- "nig. Er wendete den größten Theil der Nacht dazu "an, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen. Dem- "nächst ließ er sich in den vertraulichsten Unterredungen "mit Philosophen und tugendhaften Sophis ein, die sich "zu ihm setzten, und ihn mit ihren weisen Gesprä-

"chen,

"chen, eine angenehme Unterhaltung gewährten. Der "Kaiser durchdrang mit ihnen, die innersten Geheimnisse "der Wissenschaften — wog in der Wage der Vernunft "und gesunden Beurtheilungskraft, alte Anordnungen "ab — und machte neue. Auch gelehrten Geschicht- "schreibern, ward in diesen Zirkeln der Zutritt verstattet. "Sie erzählten die Begebenheiten der Vorzeit, so, wie "sie sich wirklich ereignet, ohne etwas hinzuzusetzen, oder "zu unterdrücken.„

"Drey Stunden, vor Anbruch des Tages, wurden "Tonkünstler, aller Nationen, vorgelassen, welche die "Gesellschaft, durch eine Vokal- und Instrumental- "Musik, zu erlustigen suchten. Eine Stunde, vor "Aufgang der Sonne, überließ sich der Kaiser, der "Stille und Andacht. Demnächst ward allen denen, die "dem Monarchen, ihre Ehrfurcht zu erkennen zu geben, "und zur Audienz gelassen zu werden verlangten, selbige "ertheilt. Sodann bezeigte der Harem seine Hochachtung. "Mittlerweile wurden verschiedene Geschäfte besorgt. "Endlich verfügte sich der Kaiser um einige Ruhe zu "genießen, in sein Gemach.„

Man wird sich über die unermeßlichen Geschenke, die er den Frauenzimmern seines Harems machte, und über den Kostenanfwand, welchen die verschiedenen Regierungs-Departements erforderten, nicht wundern, wenn man den weiten Umfang seiner Staaten, kennen gelernt. Im 40sten Regierungsjahre Ackberi, bestand sein Reich aus 105 verschiedenen Provinzen, in welchem sich

2737 Städte befanden. In der Folge theilte man seine Staaten in 12 große Statthalterschaften ein, von denen eine jede, durch ihren eigenen Soohbahder, oder Vice-König, regiert ward.

In demjenigen Kapitel, in welchem vom Kaiserl. Marstalle gehandelt wird, findet man nachfolgende merkwürdige Nachrichten vom Elephanten.

Dieses Thier ist in Indien zu Hause, wo man sich dessen, in vieler Hinsicht bedient und folglich verdienen die dorther kommenden Nachrichten, unser vorzüglichs Vertraun. Was also Abel-Fezel von ihnen sagt, kann man für wahr annehmen, obgleich es nicht allemal, mit den Nachrichten der Europäischen Naturkundigen, übereinstimmend ist.

"Ein Elephant — merkt er an — kostet 100 bis "100000 Roupien. Es ist nichts Ungewöhnliches, einen "mit 5 bis 10000 Roupien, zu bezahlen.„

"Es giebt vier Gattungen von Elephanten. Der "Behder ist derjenige, der gleichmäßige Gliedmaaßen, "einen großen Kopf, eine breite Brust, große Augen, "einen langen Schweif und zween Auswüchse vor der "Stirn hat, welche großen Perlen gleichen. Diese Aus- "wüchse heißen in der Indianischen Sprache Gui Manick "und man legt ihnen viele Eigenschaften bey.„

"Eine zweyte Gattung, namens Mund, hat eine "schwarze Haut und gelbe Augen. Sie ist kühn und "unbändig.„

"Der

"Der Murg, (die dritte Gattung), hat eine viel "weißlichere Haut, mit Flecken, und seine Augen sind "gemischt, roth, gelb, schwarz und weiß.,,

"Der Mirch, (die vierte Art), hat einen kleinen "Kopf, und ist leicht zu bezähmen. Seine Farbe ist "eine Mischung von schwarz und weiß, und gleicht also, "der Farbe des Rauchs.,,

"Aus diesen Hauptarten, stammen wiederum andere "ab, die ihre besondere Eigenschaften und Benennungen "haben.,,

"Die Weibchen sind achtzehn Monathe trächtig. "Gewöhnlicherweise bekommen sie nur ein einziges "Junges, zuweilen aber doch zwey. Die Jungen sau- "gen, bis sie fünf Jahr alt sind, demnächst nähren sie "sich von Pflanzen. Alsdann nennt man sie Bal — "wenn sie zehn Jahr alt sind, Powt — wenn sie "zwanzig sind, Bek, und wenn sie dreyßig sind, Kel- "beck. Bey einer jeden dieser ihrer Lebensperioden, "bemerkt man an ihnen, gewisse Veränderungen. Ihre "völlige Reife fängt mit dem 60sten Jahre an, und "die gewöhnliche Dauer ihres Lebens ist 120 Jahre.,,

In Indien hat man verschiedene Arten zu jagen, von welchen unser Geschichtschreiber eine, in diesen Ausdrücken beschreibt.

"Um die Löwen zu fangen, bauet man einen großen, "mit Eisen beschlagenen Käfig, in welchem man eine junge "Ziege solchergestalt beveſtiget, daß der Löwe sich ihrer "nicht bemächtigen kann, ohne sich durch die offen gelas- "sene

"sene Thüre in den Käfigt herein zu begeben. Dieser "wird an einen Ort hingeschafft, von welchem man "weis, daß der Löwe sich an selbigem aufhält. Gleich "bey seinem Eintritt in den Käfig fällt die Thüre desselben zu, und der Löwe ist gefangen. — Auch legt man "ein Wurfspieß auf einen grüngemahlten Bogen, den "man an den Ast eines Baums, und zwar auf eine solche "Art bevestiget, daß, wenn der Löwe unter dem Baum "vorübergeht, der Bogen nachläßt und der Pfeil ihn "tödtet. — Noch bindet man einen Hammel an einem "Orte an, den der Löwe besucht. Rund umher legt man "Stroh, das mit einer klebrigten Substanz beworfen ist. "Wenn der Löwe sich auf seine Beute wirft; so ver"wickeln sich seine Klauen in Stroh, und die Jäger kom"men aus ihrem Hinterhalte hervor, um ihn zu tödten, "oder, wenn man ihn etwa zahm machen will, sich seiner "lebendig zu bemächtigen.„

Zuweilen setzen sich gar junge verwegene Leute auf den Rücken eines Büffel-Ochsen, — und treiben diesen an, den Löwen anzufallen, und ihn mit seinen Hörnern zu tödten. Man muß eine solche Jagd angesehen haben, um sich von dem Vergnügen, welches sie gewährt, und von der Kühnheit desjenigen eine Vorstellung machen zu können, der sich, ohngeachtet der heftigen, während dieses blutigen Gefechtes nothwendigen Bewegungen, so gerade hält als ein Stab.

Der Verfasser redet mit Bewunderung von der Behutsamkeit und dem Mistrauen des Leoparden. Dem-

un-

unerachtet fängt man ihn in Fallthüren, — bezähmt ihn und richtet ihn ab zur Jagd seines eigenen Geschlechtes.

Die Art, mit der man sich des rothen Wildprettes, zur Jagd auf anderes rothes Wildprett bedient, ist folgende:

Man beveſtiget Schlingen an irgend einem zahm gemachten Thiere dieſer Art, und zwar ſolchergeſtalt, daß, wenn es von einem andern Thiere angefallen wird, dieſes ſich mit den Hörnern oder Ohren verwickelt, und die Jäger ſich deſſen mit leichter Mühe bemächtigen können. Wenn das abgerichtete Thier überwältiget wird, oder die Schlingen zerriſſen; ſo kehrt es zu ſeinem Herrn zurück. Schon der Sultan Siroze Kuljie hatte einigen Begriff von dieſer Jagdart; man hat ſie aber ſeitdem ſehr verbeſſert. Jetzt jagt man des Nachts. Wenn das wilde Thier entflieht, oder die Schlinge zerreißt; ſo gehorſamt das abgerichtete, den Befehlen ſeines Herrn, — kehrt zu ihm zurück, — oder entfernt ſich von ihm, wie ers verlangt. Vormals konnten nur zwey oder drey Perſonen an dieſer Jagd Antheil nehmen. Aus Furcht, das Wildprett ſcheu zu machen, verſteckte und verbarg man ſich im hohen Graſe. Nach der vom Kayſer Ackber eingeführten Methode, können ſich vierhundert Perſonen auf dieſe Weiſe erluſtigen. Vierzig Ochſen ſind dazu abgerichtet, um langſam, und ſolchergeſtalt vorweg zu gehn, daß ſich die Menſchen hinter ihnen verbergen.

A. Deutsche Journale.

I. Der neue deutsche Zuschauer. Xtes Heft.

1. Fortsetzung der historisch = politisch = litterarischen Uebersicht des Jahrs 1789, und des ersten Viertels von 1790. Zuerst die fortgesetzte Schilderung der Revolutionen dieses Zeitraums; dann ein allgemeines Gemählde der Verhältnisse aller europäischen und einiger aussereuropäischen Völker unter einander; zuletzt die Geschichte der religiösen Verhältnisse Europens. Das Ganze gewährt eine unterhaltende Lectüre, und entspricht der Absicht des Verfassers, welcher bloß eine Recapitulation bekannter Thatsachen, nicht aber neue Aufschlüsse über politische Gegenstände zu geben versprach.

2. Skizzirte Lebensgeschichte Josephs des IIten. Auch dieser Aufsatz enthält, wie der vorige, nur Recapitulation dessen, was wohl jedem Leser aus dem Leben des verstorbnen Kayfers bekannt seyn möchte. Bey der Charakterschilderung, Josephs des IIten, drückt sich der Verf. manchmal sehr schwankend und unverständlich aus. Was bedeutet z. B. folgende Phrase, worin der Verfass. von den Jugendjahren Josephs spricht? "Er (Joseph) "lernte allezeit ungern und schwer; allein, was er lernte, "hat er nie vergessen. Er wollte gern alles wissen, und "hatte auch von allem eine bewundernswürdige Kennt"niß.„ Den Kayser Franz, seine Gemahlin, und Joseph II. begreift der Verfasser einmal unter den Namen des Durchlauchtigen Kleeblats zusammen. — Ein vermischter Nachtrag, welcher diesem Aufsatze angehängt ist, geht mehr ins Detail als der Aufsatz selbst, und gewinnt dadurch sehr an Interesse.

3. Schreiben eines österreichischen Patrioten an seinen neuen König Leopold. Der österreichische Patriot theilt seinem Könige die Regeln mit, durch deren Befolgung derselbe, seiner Meinung nach, die Ruhe seines Reichs und das Glück seines Volks am sichersten bevestigen

vestigen wird. Die hier vorgetragene Grundsätze sind ohne Zweifel sehr richtig; aber der Ton, womit sie gesagt werden, nicht immer so bescheiden, als er einem Privat-Mann dann ansteht, wenn er mit Königen spricht.

4. Fürstbischöflich Speyersche Sorge, für Erhaltung der Reinigkeit des christ-katholischen Glaubens. Die Verdienste des Herrn Fürstbischofs um die Reinheit der katholischen Lehre, sind längst in ganz Deutschland bekannt, und haben demselben schon mehrmals die verbindlichsten Beifallsbezeugungen, von Seiten Sr. Päbstlichen Heiligkeit erworben. Ein neues und gegründetes Recht auf diesen unschätzbaren Beyfall giebt ihm der hier abgedruckte, und dem gesammten speyerschen Klerus mitgetheilte Hirtenbrief, worin die Gefahr, womit die katholische Religion in diesen letzten Zeiten bedrohet wird, als die allerdringendste geschildert wird, und alle Geistliche zum muthigen Kampf gegen dieselbe ermuntert werden.

5. Sintenis. Ein trauriger Beweiß deutscher Unjustiz. Enthält einen Auszug aus der authentischen und actenmäßigen Darstellung der Rechtshändel des Consistorialraths Sintenis in Zerbst. Das Factum selbst ist zu bekannt, um hier noch einen Auszug aus demselben zu liefern.

6. Zustand der General-Armencasse in Mainz, 1790.

7. Päbstliches Heuschrecken- Mäuse- und Würmerpulver. Dieses geistliche Mittel gegen die oben benannten schädlichen Thiere ist zuerst vom Pabst Benedict XIII. erfunden; von Benedict XIV. approbirt, und endlich zu Rom im Jahr 1780, auf Befehl des jetztregierenden Pabstes durch den Druck bekannt gemacht: "Ut parochi, cum opus fuerit, illud adhibeant.„ Die Cermonie fängt mit Gesang und Gebet an; dann folgt der Exorcismus, welcher mit folgenden Worten anhebt: "Ich beschwöre euch, pestilenzialische Mäuse, "Heuschrecken und Würmer, durch Gott, den Allmächtigen!

"tigen! ꝛc. — daß ihr sogleich weggeht von unsern Fel-
"dern, Aeckern und Wiesen, und an Orte wandert,
"wo ihr niemand schaden könnet; ich verfluche euch, im
"Namen des allmächtigen Gottes, des ganzen himmli-
"schen Heeres und der heiligen Kirche Gottes; ihr sollt
"verflucht seyn, ihr mögt hingehen, wohin ihr wollt; ihr
"sollt von Tag zu Tage abnehmen und euch selbst auf-
"fressen, und nirgends soll man von euch Ueberbleibsel
"finden, als nur da, wo es zum Nuzen der Menschen
"nothwendig ist.,, (Diese Clausel war nöthig, um dem exorcisirenden Pfaffen eine Ausflucht auf den Fall übrig zu lassen, wenn sein Mittel die gehofte Wirkung etwa nicht erreichte.) "Dies verleihe, der da kommen wird
"zu richten die Lebendigen und die Todten, und zu ver-
"wüsten die Welt durchs Feuer. Amen!,, — Zuletzt wird der pestilenzialische Ort mit Wasser besprengt.

8. **Gedanken eines Nürnberger Reichsbürgers.** Mit Recht beklagt sich der Reichsbürger darüber, daß die Journalisten unsers Zeitalters sich so angelegentlich Mühe geben, die Fehler reichsstädtischer Verfassungen dem Publiko aufzudecken, ohnerachtet sie über ähnliche Gebrechen, welche in monarchisch regierten Staaten vorkommen, ein tiefes Stillschweigen beobachten. Ob die Ursache dieser sehr wahren Bemerkung in dem Umstande liegt, daß man überhaupt in Republiken lauter, als in Monarchien zu klagen pflegt; oder aber in der Idee der Journalisten, welche den Fürsten längere Hände, als den reichsstädtischen Aristocraten zutrauen, dies zu entscheiden, ist hier nicht unsre Sache. Der Nürnberger stellt insbesondre seine Reichsstadt den benachbarten Anspach-Bayreutischen Landen entgegen, und bemüht sich, zu zeigen, daß hier eben die Beschwerden existiren, wegen deren man seine Vaterstadt beschuldigt.

9. **Unpartheiisches aber lautes Wort über die Staatsverfassung des Königreichs Ungarn.** (Eingesandt von Preßburg.) Der Verfasser, ein ungarischer

Edel-

Edelmann, ist mit der neuesten Revolution dieses Reichs, welche die von Joseph II. eingeführte Reformen wieder aufhob, nicht zufrieden. Er declamirt gegen das Feudalsystem, die Basis der alten, jetzt wieder hergestellten ungarischen Verfassung, und ermahnt seine Landsleute, diesem barbarischen Rechte zu entsagen, und dem Volke die Freyheit zu geben, welche allein im Stande ist, das von der Natur so sehr begünstigte Ungarn, auf einen beträchtlichen Grad von Größe und Cultur zu erheben. Glücklich ist dies Land, wenn es mehre so wahre Patrioten, als der Verfasser dieses Aufsatzes ist, unter seinen Edelleuten zählt!

10. An den Verfasser des Etwas, über den Charakter und Tod des Kaiserl. Königl. Gesandten, Baron von Lehrbach. Enthält eine Ehrenrettung des verstorbenen geistlichen Raths und Pfarrers zu Etlingen: Adam Ignaz Wolfs, dessen, in dem genannten Aufsatze, sehr unrühmlich gedacht wird.

11. Zusatz zum 4ten Heft, Seite 56: Das Zölibatgesetz betreffend. Von Salzburg aus wird hier gegen die im 4ten Heft befindliche Nachricht, daß der dortige Erzbischof einige Schritte zur Aufhebung des Zölibatsgesetzes wirklich schon gethan habe, und daß auf dem Embsercongreß hierüber eine ernsthafte Unterredung vorgefallen sey, protestirt.

II. Antworten auf wichtige und würdige Fragen und Briefe weiser und guter Menschen. Eine Monatsschrift, von Joh. Kaspar Lavater.

July, 1790.

Rath wegen der Beantwortung eines Briefes. Ein kritischer Zänker schrieb an einen Freund Lavaters einen Brief, in der Absicht, in der gehofften Beantwortung desselben neue Nahrung für seine Zanksucht und seinen pedantischen Micrologismus zu finden. Der Freund

merkte

merkte dieses und fragte Lavatern um Rath, ob er den Brief beantworten solle oder nicht. Dieser räth ihm das letzte. "Keiner (sagt er) ist im Stande, den Argusaugen des "Argsinns, jede Möglichkeit elender Neckerey abzukaufen. "Der ärgste Schalk kann nur durch Schweigen und "Nichtachten beschämt und überwunden werden, und der "niedrigste Mensch kann demjenigen geheime Achtung "nicht versagen, der sich über die schiefen Urtheile, leidenschaftlicher Menschen, mit soutenirter Nichtachtung "wegsetzt. Ich habe mir hierüber ein unwandelbares "Gesetz gemacht, wenn ich von einem decidirten Schalk, "desselben Wortklauberey und boshafte Verdrehungs"taschenspielereyen ich kenne, einen ähnlichen Brief erhalte, "allemal von folgenden drey Sachen Eine zu thun: Ent"weder denselben unerbrochen in eine meiner Schubladen zu "legen, welche die Aufschrift führt: Noli me tangere — "oder ihn in Gegenwart eines Zeugen ungelesen zu ver"brennen; oder, wenn ich ihn in menschenfreundlicher "Hofnung etwa schon erbrochen, und von neuem, Drin"gen auf Antwort und Streit, darin wahrgenommen hatte, "denselben mit meinem Namen und dem Datum des Em"pfangs und Abgangs ohne eine Sylbe weiter — zurückzu"senden. Was dann weiter vorgehen mag, davon nimmt "man, wie natürlich keine Notiz, geht seinen Weg gerade "und gewissenhaft fort, sieht aufs Ziel, und so wenig wie "möglich, seitwärts und rückwärts. Probatum est.„ Der Rath, den Lavater hier gegen zudringliche Briefsteller ertheilt, ist sehr practisch, und läßt sich auch gegen andre zudringliche Kritiker oder Recensenten, mit dem besten Erfolge anwenden.

Räthe. Enthält verschiedne treffende Maximen, die aber in einer so überirrdischen Sprache vorgetragen sind daß es manchmal schwer wird, den Rathgeber gehörig zu verstehen.

Grade der Liebe. Hier wird folgendes interessante und schwer aufzulösende Problem vorgetragen: "Wer "liebt stärker und vom Egoismus entfernter, — der, wel"cher

"cher beym Tode seiner Geliebten sich zugegen wünscht,
"um ihr noch die letzten Dienste, der menschlichen Zärt-
"lichkeit zu erweisen, und durch Mitgefühl ihren letzten
"Kampf erleichtern zu können; oder der, auf welchen der
"Schmerz über ihr Leiden und Hinscheiden so wirkt, daß
"er es unmöglich in der Nähe aushalten kann, und er
"sich glücklich schätzt, in der Ferne seinem ganzen Kum-
"mer nachhängen zu dürfen? — „ Lavaters Beant-
wortung dieser Frage ist schön geschrieben. Wer mehr
liebt, innerlich mehr theilnehmende Empfindung hat von
Beyden, dieß, sagt er, ist eine schlechterdings unbeant-
wortliche Frage, für jeden, der nicht in beyde Herzen im
gleichen Momente hineinschauen kann. Mehr Kraft,
mehr Leben und Aufserung der Liebe, weniger Egoismus,
scheint freylich der zu haben, der beym Todbette seines
Geliebten verweilt, jede Möglichkeit, ihm nur vielleicht
einige Erleichterung zu schaffen, aufgeitzt. "Ich liebe
"die Liebe (sind Lavaters Worte) die ihr Ich in den Lei-
"den und Freuden des andern vergißt, die sich mit dem
"Leidenden identifizirt, die auch nicht den leisesten Ge-
"danken in dem Leidenden veranlassen kann: ob sie viel-
"leicht kaltsinnig oder nur einigermassen müde sey? —
"Ich liebe die Liebe, deren blosser Anblick das Mark des
"Heißleidenden zu kühlen scheint, deren blosser Fußtritt
"das schnellere Herzklopfen beruhigt, deren sanftester
"Händedruck dem Schmachtenden wieder eine Minute
"weiter forthilft, deren Zähre, im Auge zerrinnend,
"Balsam für den Verwundeten ist. — Dennoch schätze
"ich deshalb die Liebe nicht geringe, welcher die Leiden
"des Geliebten zu schwer sind. — „ Zwar hat Lava-
ter vorher erklärt, daß diese Liebe eigentlich unmännlicher,
weiblicher, mithin schwächer sey. "Aber (setzt er hinzu)
"ich bewundre sie, ich umfasse ihre Knie, sobald ich völlig
"sicher bin, daß sie von keinem Hauche weder der Träg-
"heit noch der Grimasse, noch der Empfindeley befleckt
"ist. — Dann ziehe ich sie selbst derjenigen Liebe vor,
"die mehr thut, kräftiger unterstützt, und unmittelbar
"erquickt, aber dieß alles mehr mechanisch und weniger
"geistig verrichtet.

Ueber

Ueber das Gebet. Beantwortung der Frage: "Ist bey einer gleichgültigen Stimmung, wo man weder "Drang noch Lust zu beten hat, das Gebet dennoch nütz- "lich und Pflicht, und durch welche Ideen erweckt man "vorzüglich den Trieb zum Gebete?" Dieser Aufsatz enthält viele Stellen, welche als Muster einer starken und schönen deutschen Schreibart hier ausgehoben zu wer- den verdienten, wenn anders ihr fortgehender Zusammen- hang und die Enge des Raums uns dieses verstatteten. Also nur eine von den vielen zur Probe. "Menschen "die im heissesten Gedränge der fürchterlichsten Noth "waren — in einer Noth, die auch durch keine Spalte "Auskunft zu sehen übrig ließ, und die in diesem lichtlo- "sen Gedränge dennoch Kinderglauben und Geistesstärke "genug hatten, an den Vater zu glauben, von dem seine "Liebe so untrennbar ist, wie der Strahl von der Sonne — "diese werden nicht unterlassen, dem Schwächern, dem "Minderkühnen zuzurufen: Ich wagte; wag auch Du. "Ich glaubte, eh' ich sah'; glaub' auch du, eh' du sieh'st. "Ich hatte das Glück, die Gnade, mir jene Beter der "Vorzeit zu vergegenwärtigen, die, obgleich Staub und "Asche, sich unterwanden mit dem Allmächtigen zu reden, "wie ein argloses Kind mit seinem traulichen Vater, wie "ein unbefangner Freund mit seinem edlen Freunde spricht. "Ich glaubte, sie zu mir auf den Boden herabzuziehen, "auf dem ich stand — und es war mir, wie ein Hauch "des ewigen Lebens, der mich auf die Höhe hob, auf "welcher ich sie erblickte."

Ueber Tact von Sympathie und Antipathie. "Gebt dem ächten Menschenkenner einen einzigen mora- "lischen oder physiognomischen Grundzug, der in sich selbst "das Gepräge der Originalität hat, aber gebt ihm diesen "rein und ganz, so wird keine zufällige objective oder "subjective Mißstimmung es ihm möglich machen, von "diesem Charakter schief zu urtheilen. Aber die trivia- "len Menschen bemerken jedes vorübergehende Wölkchen, "dieß fixiren und parodieren sie, und achten darüber den "hellen Sternenhimmel nicht."

Ueber

Ueber Verläumdung. Enthält unterandern verschiedenen Fragen, welche ein jeder, der eine Verläumdung hört, sich selbst vorlegen soll, ehe er derselben Glauben beymißt.

An einen Hypochondristen. Vortrefliche Regeln, deren Befolgung allen Kranken dieser Art, als das sicherste Heilmittel zu empfehlen ist.

Ueber den Bibelgott. Alles in uns, was ausser uns ist. Beyde Aufsätze beziehen sich auf die in diesem Journale schon mehrmalen vorgetragne Lavaterische Vorstellung von der Gottheit.

III. Neuer deutscher Merkur. 9tes Stück.

September. 1790.

1. An Elisa, den 20sten May, 1790. B—r unterzeichnet. Diese, an die, unter dem Dichternamen Elisa bekannte Frau von der Recke gerichtete poetische Epistel, hat einige schöne Stellen, vorzüglich diejenigen, in welchen der Dichter seine Freundinn schildert.

2. Bruchstücke zur Charakteristik des Herzogs-Regenten von Frankreich, Philipps von Orleans und seiner Zeit. Aus den kürzlich zu Paris gedruckten Memoires du Duc le Richelieu.

3. Die Königs-Probe. Die Erzählung ist interessant. Im Königreich Aethopan wird der Verordnung gemäß, die in dem Lande gegeben war, von dem Königs-Gerichte, welches aus einer Anzahl weiser Männer besteht (der heilige Rath) die Königs-Probe über drey junge Prinzen gehalten. Wer hier in der Königs-Probe, die hier in verschiedene kleine und große Prüfungen zerfällt, für den Würdigsten erkannt wird, erhält die Krone. Die Erzählung endet hier mit einigen gut gewählten Rechtsfällen, welche von den drey Prinzen, nach

ihrer verschiedenen Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit verschieden entschieden werden. (Die Fortsetzung folgt nächstens.)

4. Der vierzehnte Julius. Ein Göttergespräch, in 2 Aufzügen. Herr Wieland ist Verfasser dieser dramatischen Scenen, in welchen Jupiter Olympius, Jupiter Horkius und Pluvius (zwey Vice-Jupiter, die einen Theil der Geschäfte des Olympius besorgen) St. Ludwig, Merkur, Numa Pompilius, Heinrich IV. und Ludwig XIV. die redenden Personen sind. Die Hauptidee ist, wie man leicht denken kann, Frankreichs dermalige Staatsverwirrung, (die wie wir nicht zweifeln, zu einer Staatsverbesserung führt) und die Feierlichkeit am 14ten Julius auf dem Martisfelde, giebt die nächste Veranlassung zu dem Ideenwechsel der spielenden Personen. Im zweyten Aufzuge ist die Scene in einer Wolke über dem Martisfelde zu Paris. Jupiter Horkius bezeugt über "die freiwillige Verbrüderung freier "Menschen um ein Volk auszumachen und über den zum "ersten erstenmale und von dem ersten und größten aller "Völker der Welt unter freien Himmel zu beschwörenden "Vortrag„ ausnehmend viel Freude. Jupiter Olimpius gesteht: "daß ihn die Menschen zu interessiren an"fangen, seit er, wenigstens auf einem Flecke des Erd"bodens die größere Zahl sich wie vernünftige Wesen "betragen sieht„ und meint: "er werde, wenn sie so "fortfahren, sie noch am Ende liebgewinnen.„ Jupiter Pluvius findet es, der Festivität ungeachtet nöthig: "über Paris brav regnen zu lassen.„ Merkur macht die Sache ridikül. St. Ludwig freut sich über seine gute Stadt Paris. Heinrich IV. ist mit ganzem Herzen für eine freien Constitution. Numa Pompilius sagt unter andern, und sehr richtig: "es sey eine Gesetzgebung "für ein freigewordnes Volk, das durch lange Cultur so "weit von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt "worden, daß Vorurtheile nicht mehr über seinen Kopf, "religiöse Gefühle wenig oder nichts mehr über sein Gemüth "vermögen, eine schwere Aufgabe, deren Auflösung itzt zum

"ersten-

"erstenmal versucht wird.„ Ludwig XIV. nennt das Fest "ein Schauspiel, das alle Könige zur Rache auf- "fodert,„ und ärgert sich, daß man die gefesselten Figuren zu den Füßen seiner Bildsäule zu verstümmeln sich erfreche.

5. Cordelia. Ein Gedicht, X. Y. Z. unterzeichnet.

6. Briefe über litterarische und andere Gegenstände. Diesmal eine Critik des Herausgebers, über das Heldengedicht Borussias, von welchem Proben im Merkur erschienen sind.

7. Litterarische-Anzeigen. Schillers Historischer-Calender für Damen, auf 1791. Nachricht, das Churfürstl. Sächsische Taubstummen-Institut zu Leipzig betreffend. Heinekens Wittwe wird, nebst dem bisherigen Lehrer am Institute, Petschke, dasselbe fortsetzen. Verlagsbücher der neuen academischen Buchhandlung in Marburg. Inhalt der geogr. histor. Beschreibung beider Sicilien von Galanti. 2 Bände.

(Umschlag: Ankündigung von Bahrdts Cathechismus der natürlichen Religion.)

IV. Berlinische Monatsschrift.

September. 1790.

1. Rede am Geburtsfeste Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preussen, gehalten auf dem Nationaltheater zu Berlin, den 3ten Aug. 1790. Vom Prof. Ramler.

2. Auch etwas über das Recht der Menschheit, vom Herrn von Clammer. Herr C. macht einige bescheidene Einwürfe gegen des Herrn Möser Aufsatz, im Jun. der B. M. S. 1790. Er behauptet: es habe in Europa Staaten gegeben und gebe es vielleicht noch, welche das Recht der Menschheit zur Grundmaxime ihrer

Konstitution annahmen. Es müsse ferner bei jeder gesellschaftlichen Verbindung das Recht der Menschheit die Basis seyn, auf welcher sie zu ihrem Zweck gelangt; es sey kein absolutes Erforderniß, daß eine gewisse Wahre bey jeder gesellschaftlichen Verbindung, zum Grund liege. Im 5ten Jahrhundert finden sich Beweise der Verneinung des letztern Satzes. Auch, wenn man es zugäbe, daß der Ursprung aller itzigen Europäischen Staaten auf Besitzstand einer liegenden Wahre sich gründe; so früge sich: ob die Gewährung selbst ohne Rechte der Menschheit bestehn könne? wornach man, besonders bey der ersten Naturvertheilung, die Gewahrten gegeneinander beurtheilen solle? u. s. w. In der folgenden

3. Nachschrift zu dem vorstehenden Aufsatze, bezweifelt Herr D. Biester: daß ein Recht der Menschheit zum Grunde irgend einer Staatsverfassung gelegt werden könne. Recht der Menschheit und bürgerliche Verfassung haben gar nichts mit einander zu thun. Die letzte beruht auf Verträgen, Einrichtungen, Gesetzen und hat die Sicherstellung des Eigenthums zur Absicht; von welchem allen die bloße Menschheit nichts weiß. Herr Biester unterstützt die Idee Mösers, und giebt über den ganz neuen Gesichtspunct, aus welchen M. in mehreren seiner Schriften seine Idee auseinandersetzt, einige Bemerkungen, welche mehr Licht über die Sache verbreiten. Er zeigt die Wichtigkeit der Vorstellungsart bürgerlicher Verbindungen, als einer Gesellschaft von Actionairen, theils bey der gemeinen Vertheidigung, theils in dem Fall, wo Jemanden zur Strafe seine Actie ganz oder zum Theil genommen worden. Er erweitert die Mösersche Vorstellungsart durch diesen Aufsatz, sucht dessen Ideen zu begründen, und widerlegt den Gegner derselben.

4. Die Kriegskunst. Nach Friedrich dem Großen. (Fortsetzung vom Januar und April der M. S.)

5.

5. Ueber den Römischen Staats-Kalender, vom Königl. Großbritt. Gesandschaftssekretair Schwarzkopf. Beschreibung des Inhalts des neuesten römisch. Staatskalenders von 1790. und Anzeige einer Menge Fehler, die darin enthalten sind.

6. Ueber ein altdeutsches Spruchwörterbuch, vom Herrn Justiz-Commissarius Stengel. Das Buch, aus welchem hier Auszüge, alte Sprüchwörter und einige schnurrige Erklärungen in altdeutscher Sprache geliefert werden, ward zu Frankfurt am Mayn 1560. bey Egenolfs Erben gedruckt und herausgegeben. (Wird fortgesetzt.)

7. Neuere magnetische Geschichte in Paris.

8. Neues Gleichniß von der Dreieinigkeit, vom Herrn Hofrath und Prof. Schwab in Stuttgard. Um die Dreyeinigkeit, wie sie in dem christlichen Lehrbegriffe festgesetzt ist, durch ein passendes Bild vorzustellen, müßte man ein Etwas in der Körper- oder Geisterwelt finden, welches Eins ist, und doch eine bestimmte und nothwendige Dreyheit enthält, ohne doch ein Aggregat von Theilen zu seyn. Herr Schwab nimmt den Raum als ein solches Bild an. Der Raum ist Eins, hat drey bestimmte, nothwendig in ihm denkbare Dimensionen, die nicht Theile auch nicht bloße Beschaffenheiten sind. Die Aehnlichkeit des Raumes mit der Dreyeinigkeit ist in der That auffallend und die Idee neu. Beyde sind unendlich, in beyden sind alle Dinge. —

9. Empfindungen eines Deutschen in Paris, im Jahr 1773. Ein Gedicht.

(Umschlag: Subscriptionsanzeige, betreffend die allgem. Gesch. der Bau- und Verzierungskunst, von Dav. Vogel. Kunstnachricht. Reinhardts Cöcilia.)

V. Göttingisches historisches Magazin.

Des VII. Bandes, 1stes Stück.

1. Fortsetzung der Verantwortung des Grafen Lally-Tolendal, an seine Committenten. Man sehe das 4te Stück, des 6ten Bandes dieses Magazins, und das 3te Stück, des dritten Bandes des Journals aller Journale. S. 1238.

2, Protocollum Generalis incl. Comitatuum Pest, Pilis & Solth articulariter venitorum Congregationis Pestini, die 1. Mart. 1790. celebratæ. Es betrift dieser Aufsatz das Kaiserl. Rescript vom 28sten Januar dieses Jahres, das in dem 54sten Hefte der Schlözerschen Staatsanzeigen, unterder Nummer 15. vollständig abgedruckt worden.

3. Schrift des Nieder-Oesterreichischen Herrenstandes. Sie dringt vorzüglich auf die schleunigste Aufhebung des neuen Catasters, von dem sie behauptet, daß er der Uebereilung wegen, mit der er versertiget worden, und der gänzlich unterlassenen Vorauswahl zweckmäßiger Maaßregeln halben, nicht allein zwischen den Provinzen, sondern auch, insbesondere in dem Lande Nieder-Oesterreich, zwischen den Vierteln, Gemeinen, und individuellen Grundbesitzern, eine im höchsten Grade ungleiche Vertheilung der Grundsteuer zu wege bringen müssen. Sie behauptet ferner, daß die, mit diesem Cataster in Verbindung stehende Ausmessung, die Fatirung und die Bestimmung der Lokalpreise unrichtig, folglich das ganze Operatum des neuen Steuer-Catasters und der auf solchen gegründeten neuen Untertheilung der Grundsteuer, völlig unbrauchbar und unfähig sey, die Absicht einer proportionirten Grundsteuer zu erreichen. Die neue Urbarial-Regierung erklärt sie, für ein unvollendetes Werk, für ungerecht und willkührlich, und behauptet, daß eine mit einem Cataster verbundene Urbarial-Regierung, sie mag gerecht oder ungerecht seyn, immer ein offenbarer Widerspruch sey, und die eine von diesen Anstalten,

stalten, nothwendig die andere vernichten müsse. (Diese Schrift, die in einem zwar freymüthigen, aber doch niemalen die Grenzen der Bescheidenheit überschreitenden Tone abgefaßt ist, verbreitet über die, noch nicht völlig beendigten, zwischen der Ungerschen Nation und ihrem Regenten obwaltetenden Differenz, ein helles Licht, und verdiente also, in diesem Magazin, daß die neuere Geschichte schon mit manchen anderen wichtigen Actenstücken bereichert hat, einen Platz.)

4. Verordnung des Königs Leopold II. über das Steuerwesen im Nieder-Oesterreichischen, vom 6ten April 1790. Nach einer Einleitung, in welcher (vermuthlich um die unruhige Nation wieder zu besänftigen, — das unter der Asche glimmende Feuer der Zwietracht ganz zu verlöschen — und dem Unterthan die neue Regierung, in einem gefälligem Lichte darzustellen,) die Nachtheile des unter dem vorigen Regenten eingeführten Steuer- und Urbarial Systems, der Länge nach hererzählt werden, macht Leopold bekannt, daß er alle, aus diesem ehemaligen Systeme erwachsene Anordnungen überhaupt, und insbesondere die Patente vom 1sten Sept. 1788, vom 10ten Hornung, 17ten und 19ten Sept. 1789, in soweit sie das Land Oesterreich unter der Ens angehen, aufzuheben und ausser Kraft zu setzen beschlossen. Noch verspricht der gütige Monarch, in der Folge der Zeit, noch mehr zur Erleichterung seiner Unterthanen zu thun, und sein unstreitig sehr menschenfreundliches und edles Herz wird das Geschäft übernehmen, ihm dieses, ihm zur Ehre gereichendes Versprechen, unvergeßlich zu machen.

5. Neueste Streitigkeiten im Herzogthum Wirtemberg, über die Fortdauer des Accises. I. Schreiben des grösseren landschaftlichen Ausschusses an Bürgermeister, Gericht und Rath, auch Amts-Deputirte, zu Lauffen am Neckar, den 25sten Jan. 1790. Die Stadt- und Amtsversammlung zu Lauffen, (oder, wie hier behauptet wird, nicht diese, sondern bloß der Actuarius derselben, ohne Wissen und Mitwirkung

seiner Obern,) ließ unterm 9ten Novemb. vorigen Jahres eine Vorstellung an den landschaftlichen Ausschuß gelangen, worinn man auf die Erleichterung und Verringerung der Abgaben, und insbesondere des Accises, welcher im Jahre 1638, im höchsten Nothfalle, jedoch nur ad tempus, nicht aber in infinitum bewilliget worden, drang. Hier zeigt der Ausschuß, daß man den 30-jährigen Krieg als die Quelle dieser Auflage ansehen müsse, — daß sie im Jahre 1638 zu Stande gekommen — im Jahr 1652, indefinite bewilligt und eingeführt — und nachdem, sowohl in Hinsicht der Erhebung und Einrichtung, als der Verwendung des Ertrages dieser Steuer, auf verschiedenen Landtagen mehrere Verfügungen getroffen worden, dadurch die Rechtmäßigkeit derselben sanctionirt worden sey. — II. Schreiben des grösseren landschaftlichen Ausschusses an Bürgermeister, Gericht und Rath, der Städte Lauffen am Neckar, Brackenheim, Güglingen und Groß Botwar, den 1sten Febr. 1790. Die in der Ueberschrift genannten Städte erliessen unterm 25sten Jänner dieses Jahres ein Schreiben an den Ausschuß, dessen Inhalt mit der obigen Vorstellung der Stadt- und Amtsversammlung zu Lauffen, gleichen Inhaltes war, und wenn also jene, wie der Ausschuß behauptet hat, vom Actuario allein abgefaßt gewesen; so müssen doch nicht nur die ganze Versammlung, sondern auch die übrigen, hier angeführten Städte, seine Ideen, demnächst adoptirt und mit ihren gemeinschaftlichen Wünschen und Absichten übereinstimmend gefunden haben. Die Supplikanten werden hier mit dem nämlichen Argumenten abgefertigt, wodurch man die Versammlung zu Lauffen zu beruhigen suchte.

6. Ueber die Natur der Amerikaner. Die Aehnlichkeit der amerikanischen Völker war, wie hier versichert wird, der größten Verschiedenheit, und selbst des Gegensatzes von Clima, Boden und Nahrung unerachtet, so groß und auffallend, daß fast alle Beobachter in dem Ausspruche übereinstimmen: wer einen Amerikaner gesehen hat, habe sie alle gesehen. (Die Volksmenge

dieses

dieses Welttheils wird auf 156 Millionen berechnet. Und alle diese Millionen Menschen sollen eine so große und auffallende Aehnlichkeit mit und unter einander haben, daß wer ein einziges, zu selbigen gehöriges Individuum gesehen hat, sagen könne, er habe sie alle gesehn! Selbst Boden, Clima und Nahrung, die, wie hier eingeräumt wird, sehr von einander abweichen, sollen, obgleich sie doch in allen übrigen drey Welttheilen große und mannigfaltige Modificationen verlassen, hier allein nicht fähig gewesen seyn, in dieser großen Menschenzahl einige Differenz zu bewürken! Man hat gefunden, daß kein Blat, kein Grashalm, kein Vogel, kein einziger europäi. Mensch mit dem andern völlig übereinstimmend sey, sondern, — um nur bey dem Menschen stehen zu bleiben, — eine jede Gegend, ein jedes Land, man könnte vielleicht behaupten, eine jede Stadt, — ihr Originelles und Eigenthümliches, sowohl in Hinsicht der Physionomie, als der Nationalcharakteristik, habe — und nur alle Amerikaner sollen sich so ähnlich seyn, daß man nur einen zu sehen braucht, um sie alle zu sehn! In der That, das sieht dem Schöpfer nicht gleich, der an den unzählichen Varieräten seiner Geschöpfe entweder ein Gefallen gefunden, oder auch, die jedem Wesen verliehene Eigenthümlichkeit, zur Erreichung einer weisen Absicht für unentbehrlich gehalten zu haben scheint, von der wir zwar schon itzt uns eine oberflächliche Idee zu machen im Stande sind, die aber in jener vollkommenern Welt, uns noch mehr aufgehellt werden wird! Indessen jene — in der That unmöglich zu erweisende, folglich auch nicht zu agnoscirende Behauptung, hat dem Verfasser des vor uns liegenden Aufsatzes, noch nicht einmal stark genug — noch nicht hinreichend geschienen, denn, er fährt fort: "Don Enri-
"quetz, der wegen seiner Rechtschaffenheit, (also ohne
alle Nebenabsicht des Hofs?) "erst zum Vicekönige von
"Meriko und dann von Peru ernannt ward, und der
"alle Indianer, von Chili an bis nach Loutsiana und
"Californien hinauf, genau kannte, (das glaube, wers kann!)
"pflegte sogar zu sagen, daß diejenigen unrecht hätten,

"welche behaupteten, daß die Amerikaner einander ähnlich
" oder gleich wären, weil sie würklich nur eins seyn.„
(Nun, das ist doch wahrlich zu arg! 156 Millionen Menschen, sollen sich nicht minder gleichen, als die vielleicht eben so zahlreichen Abdrücke, einer antiken Gemme, oder Gipsfigur, die in einer und der nemlichen Form abgedruckt worden! Doch es ist wohl mit der Versicherung des Herrn Vicekönniges, der freylich ein sehr rechtschaffener Mann gewesen seyn mag, aber seinen Ausdruck nicht sonderlich in seiner Gewalt gehabt haben muß, nicht im eigentlichsten Wortverstande zu nehmen. Nach dem buchstablichen Sinne dessen, was er gesagt, wäre sonst ja selbst nicht einmal das Geschlecht und Alter, der Amerikaner zu unterscheiden — wäre der Liebhaber einer jungen Schönen, immerwährend in der Gefahr, statt ihrer, ihre Aeltermutter, in seine Arme zu schliessen — wäre in jedem Hausstande, augenblicklich mancher seltsamer Auftritt zu erwarten, der zu tausendfachen Verwirrungen eine Veranlassung gäbe. Aber wie gesagt, der Herr Vicekönig hats so arg nicht gemeint — wie auch Herr M. anzeigt und man gleich näher bemerkt. Doch wieder zum Plane, der vor uns liegenden Abhandlung zurück!) Herr M. will nach der Anleitung solcher Schriftsteller, an deren Fähigkeit, Aufrichtigkeit und Unbefangenheit keiner zu zweifeln das Herz gehabt hat, die Natur der Amerikaner schildern und erst alsdann, wenn die Leser, die ganze Species-Facti, oder die vollständigen Acten in Händen haben, über die Hauptfragen, deren Auflösung gesucht wird, entscheiden. (Der Plan ist vortreflich und die rühmliche Absicht, des Herrn Verfassers so wie seine, nie vorgreifende Bescheidenheit, nicht zu verkennen: aber niemals wird er im Stande seyn, die Möglichkeit zu erweisen, daß seine Gewährsmänner, selbst bey dem besten Willen und den extendirtesten Kräften, im Stande gewesen, alle Bewohner, des größesten aller Welttheile zu beobachten und sie genau genug zu studiren um über ihre Natur, — welches vermuthlich soviel heißen soll, als die innere Oekonomie ihrer körperlichen

lichen Struktur und ihre daraus entspringende Charakteristik — ein Universal-Principium anzunehmen und zu fixiren.) Die verschiedenen Amerikanischen Völkerschaften unterscheiden sich zwar sehr, in Rücksicht auf die Größe, oder Höhe des Körpers — sind aber, dem größten Theile nach, nicht bloß fleischig, sondern fett und im Ganzen viel runder und ausgefüllter, als die Europäer. (Das ist kaum zu glauben, da ihnen alle die nahrhaften und fettmachenden Speisen unbekannt sind, womit der Europäer sich mästet. Nebenher ist ihre ganze Situation unstreitig lange nicht so behaglich als die unsrige, und fast jede Gemächlichkeit des Lebens, ihnen unbekannt.) Die Amerikaner können viel schneller und viel länger laufen, als die Europäer, (welches doch sonst die Sache der fetten, dickleibigen und schwammigten Menschen nicht sonderlich zu seyn pflegt?) allein gegen anhaltende und schwere Arbeiten, haben sie nicht nur einen natürlichen Widerwillen (der sehr natürlich ist, weil sie ihre Kräfte, tigerartigen Barbaren aufopfern sollen, die kein Recht dazu haben, irgend eine Dienstleistung von ihnen zu fordern.) sondern sie sind auch durchaus unfähig dazu. Die Köpfe der Amerikaner sind beträchlich größer, als die Europäischen Köpfe (unter denen es doch wahrlich, zumalen in den reichdotirten Mönchsklöstern und begüterten deutschen Reichsstädten, mehrere giebt, von denen man glauben möchte, daß sie es wohl wagen könnten, sich mit einem jedem amerikanis. Kopfe zu messen.) Die Stirn der Amerikaner ist ungewöhnlich kurz und platt — ihr Auge klein, fast ohne Ausnahme schwarz, seltner braun und noch seltener grau — ihre Nase, kurz, dick, und platt — ihr Mund groß — ihre Lippe dick und aufgeworfen — ihr Gesicht breit, platt und ausdrucklos — ihre Hand und ihr Fuß, entweder unnatürlich groß, oder unnatürlich klein — ihr Arm und ihr Bein, fast ohne Ausnahme, viel kürzer, als in Europa — ihr Fuß, platt — ihr Haar glänzend, schwarz, dick, stark und lang. Eben so heßlich ist ihr Interinnur. Die Hauptzüge, in dem hier entworfenen Gemählde desselben sind: eine fast mehr als viehische

bische Unempfindlichkeit — gänzlicher Mangel, der unter uns so bekannten Mienen- und Geberden-Sprache — übermäßige, aus übergroßer Schlaffheit, entspringende Reizbarkeit (wie ist aber diese mit der obenbemerkten Unempfindlichkeit zu vereinen?) — Feigheit, (sehr natürlich! der Europäer hat sich diesen, von ihm überwältigten Unglücklichen, wahrlich von einer Seite gezeigt, die sie wohl feig machen mußte!) Trägheit, ohne Gleichen. (Auch sehr natürlich! Wer wird denn für einen Herrn arbeiten mögen, an den man, wie ein Lastthier verkauft worden ist — den man, als einen so abscheulichen Unmenschen kennen lernt, daß man ihn weder lieben, noch hochachten kann — der dem, der seinen Schweiß für ihn vergießt, nicht einmal dankt — wenn dieser sein Sklave erkrankt, ihn nicht verpflegt — wenn er alt und abgängig wird, ihn von sich jagt, und seinem Elende, oder den wilden Thieren des Waldes überläßt!) Noch ist denen Amerikanern eigen: eine dauerhafte Gesundheit, die sie mehrmalen, in ihrem hundertsten Jahre und noch höherem Alter nicht verläßt — eine Schärfe der Sinne, die kaum in irgend einer Thierart größer seyn kann. — Gleichgültigkeit gegen die Werkzeuge und Werke der Europäischen Tonkunst — viele Stärke des Wortgedächtnisses — eine scharfe, aber dabey sehr beschränkte, todte, unbewegliche Einbildungskraft — ausserordentliche Gelehrigkeit für mechanische Arbeiten — eine kindische Leichtgläubigkeit, Lügenhaftigkeit, Nachgiebigkeit und Veränderlichkeit — eine thierische Halsstarrigkeit — eine außerordentliche Verschmitztheit und Verstellungskraft — gänzlicher Mangel von Ueberlegung und Voraussehung. (Lauter natürliche Dinge! Ihnen fehlt diejenige Politur, die ein günstiges Schicksal, unsern Talenten verlieh — ihnen fehlt unser mildes Clima — unsere freilich sehr beschränkte, aber doch noch nicht ganz vernichtete Freyheit — und unsere, zwar noch immer sehr mangelhafte, aber doch, der guten Ordnung und der Natur der Dinge, nicht ganz unangemessene bürgerliche Verfassung. Man gebe ihnen zurück, was man ihnen

geraubt — man versöhne sie wieder, mit der Menschheit — man versetze sie und die Ihrigen in eine angenehme Lage — man ertheile ihren Kindern, die Bildung der unsrigen — und man wird finden, daß sie nicht solche Unmenschen, solche thierartige Geschöpfe sind, als sie uns in den Gemählden, der dummen und tückschen Mißionarien dargestellt werden, denen sie keiner andern Ursache wegen, so starrköpfig und viehisch zu seyn schienen, als weil sie ihnen ihren Unsinn nicht abglauben wollten, gegen den doch auch der aufgeklärte Europäer sich sträubt.)

7. Sendschreiben der Mitreer Gespannschaft, an die übrigen Gespannschaften in Ungarn. Wiederum zu dem obangeführten Kaiserl. Rescripte, vom 28sten Jänner dieses Jahres gehörig. Der Ton dieses Schreibens ist männlich und stark — die Absicht desselben, die übrigen Gespannschaften zu gleichen Zwecken zu vereinbaren — und das Mißtrauen und Mißvergnügen derjenigen, die dieses Schreiben erliessen, nicht zu verkennen.

8. Das rothe Buch. (Dessen ist schon im diesjährigen Maystücke, des Journ. des Luxus und der Moden, und dem Auszuge aus selbigem, im ersten Stücke des dritten Bandes, des Journ. aller Journ. S. 926 gedacht. Hier wollen wir einige Bemerkungen ausheben, deren an dem angeführten Orte, keine Erwähnung geschehn.) Im Jahr 1785. erhielt ein Minister, den der König, mit Beweisen seiner Gnade schon überhäuft hatte, der schon 98,622 Livres Gehalt und Pension genoß, Pensionen für zehn Personen seiner Familie — that nicht nur zu Gunsten eines Verwandten, den er vergessen hatte, kraft eigner Autorität die eilfte Pension hinzu, sondern wagte noch (am 4ten Sept. 1787) folgende Forderungen: ein Erb-Herzogthum — 60000 Liv. Pension (15000 Liv. sollten auf jedes seiner zwey Kinder fallen) — und endlich eine Summe, um seine Sachen in Ordnung bringen zu können. Ein anderer, der sich bey dem Publico viel damit wußte, daß er nur die Hälfte der den Ministern sonst verwilligten Pension von 20000 Livres

nehme,

nehme, erbat sich (den 26sten Nov. 1788) eine Auflage von 100000 Livres, soviel war er nemlich der Casse seines eigenen Departements schuldig — und gab als Bewegungsgrund seiner Bitte an, seine Vorgänger hätten fast alle Jahr eine Gratification von 80 bis 100000 Livres erhalten. — Bey Vorschlägen, die den itztregierenden König der Franzosen persönlich betrafen, soll er geantwortet haben: "Es hat keine Eile. Gut, wenn "es nur nicht neue Ausgaben macht.„ — Jeder Artikel in diesem famensen Buche, ist eigenhändig vom Contrôleur-General eingeschrieben, und gewöhnlich vom Könige authentisirt, durch ein beygesetztes L., mit einem Strich darunter. — Hier wird die Totalsumme der Ausgaben, unter der gegenwärtigen Regierung (vom 19ten May 1774, bis zum 16ten August 1789) auf 227,985,716 Liv. 10 S. 1 d. bestimmt. Die Totalsumme, zerfällt in zehn Abtheilungen: I. Die beyden Brüder des Königes, erhielten in dem angegebenen Zeitraume 28,364,211 Liv. 13 S. 6 d. (Noch erbath sich außerdem der Graf von Artois, eine Beyhülfe von vier Millionen, für das Jahr 1784 und um die Uebernehmung seiner ganzen Schuldensumme. Der exigible Theil derselben, betrug 14,600,000 Livres. Ueberdem war zur Bezahlung von 74,640 Liv. constituirter Renten und 908,700 Livres Leibrenten, Anstalt zu machen.) II. Geschenke und Gratificationen. (Hier kommen sehr auffallende Pöste vor. Der Herr von Maurepas, erhielt zu seiner Einrichtung 60,000 Livres — ein Herr von Croisward, zur Bezahlung eines Landgutes 50,000 Livres. — Herr von Vergennes, bey seiner Rückkunft aus Schweden 50,000 Livres, und zu seiner Einrichtung 100,000 Livres. — Die Frau Gräfinn von Artois ein Geschenk von 24,000 Livres. — Mesdames erhielten, um sich Bellevüe kaufen zu können, 754,337 Livres. Die Frau Gräfinn von Maurepas, bekam 166,666 Livres. — Der Herzog von Polignac, eine Million, 200,000 Livres, um die Grafschaft Fenestrenges einlösen zu können — und so gehts denn weiter

fort,

fort, bis man zu der Totalsumme, welche 6,174,793 Liv. 19 S. 10 d. beträgt, gelangt.) III. Pensionen und Gehalte. (In dieser Rubrik, deren Totalsumme 2,221,341 Liv. 13 S. 4 d. beträgt, findet man verschiedene, ganz verdienstlose Namen, mit großen Summen aufgeführt, die im Ueberfluß geschwelgt, da mittlerweile wohl mehrere tausend rechtschaffene Arme mit dem Kummer und Elende gekämpft.) IV. Allmosen. (Dieses Fach ist das kleinste, und enthält überall nur 254,000 Liv. Nur in den drey Jahren, 1774, 1779 und 1782, ward an diesen Artikel gedacht. In den übrigen fünf Jahren geschieht dessen gar keiner Erwehnung.) V. Schadloshaltungen, Vorschüsse, Anleihen u. s. w. 15,254,106 Liv. 12 S. 6d. VI. Erwerbungen und Tausche, 20,868,821 Liv. 2 S. 9 d. VII. Affaires de Finance, 5,825,000 Liv. VIII. Auswärtige Angelegenheiten, geheime Postsachen u. dergl. m. 135,804,891 Liv. 10 S. 4 d. IX. Ausgaben insgemein. (Ein sehr unbestimmter und vieldeutiger Ausdruck.) 1,794,600 Liv. X. Persönliche Ausgaben des Königs und der Königinn, 11,423,750 Liv. 8 S. 6 d.

VI. Braunschweigisches Journal.

1. Ueber des Herrn von Dohms Entwurf, der Constitution der Stadt Aachen. Dieser Entwurf kam in diesem Jahre zu Aachen zum Besten des Armen- und Waisenhauses heraus. Hier werden dessen innere Bestandtheile — zergliedert, und die Vorsicht, Menschenliebe, Unpartheylichkeit und Billigkeit, mit welcher selbige in einander gefugt wurden, um daraus ein vortreffliches Ganze zu bilden, mit vielem Fleiße und Scharfsinn gezeigt. In einer wahrlich meisterhaften Einleitung wird manches Vortreffliche über den Revolutionsgeist der neuesten Zeiten gesagt, aus der wir uns unmöglich entbrechen können, nachfolgende würklich schöne Grundsätze auszuheben: "Wie heilsam kann demnach die große Gährung "und Crise werden, worinn itzt mehrere Länder Euro"pens, in Rücksicht auf ihre Verfassung schweben, — "wie

"wie fruchtbar und segensreich kann der Erfolg seyn, von
"den angestrengtesten Bemühungen der vorzüglichsten
"Köpfe, um die wesentlichen Grundsätze einer weisen
"Staatsverfassung aufzufinden und gehörig zu bestim-
"men — wie unendlich wohlthätig kann — ja muß —
"das immer allgemeiner werdende Streben der Völker
"seyn, durchaus keine willkührliche Gewalt länger
"zu dulden, und nur nach Gesetzen, die das Resul-
"tat des gemeinen Willens sind, sich regieren zu
"lassen?„ (Hier dürfte zu bemerken seyn, daß es freylich etwas schwürig, aber doch nicht unmöglich sey, theils das Wahre und Essentielle dieses gemeinen Willens, überall in Erfahrung zu bringen; theils ihn, mit der einmal eingeführten, oder noch einzuführenden guten Ordnung und der daraus herfliessenden Sicherheit und Wohlfahrt, des einzelnen Privatmannes sowohl, als des ganzen Staates zu harmonisiren. Weise Männer müßten diesen gemeinen Willen zu erforschen suchen, und ihn in die Form eines der Staatsverfassung zur Grundlage dienenden Gesetzbuches bringen. Eher man diesem Entwurfe eine verpflichtende Kraft ertheilte, müßte er zur öffentlichen Kunde gelangen, — die dagegen zu machende Einwürfe wären zu hören, — diese müßten von Repräsentanten des Volkes, die es sich selbst gewählt, untersucht, — und, nach Befinden der Umstände, verworfen oder angenommen werden, — und so gelangte man doch wohl endlich zum hier angegebenen Ziel.) "O es ist
"dabey nur traurig, sehr traurig! daß so manche der
"sogenannten, oder anmaßlichen Weisen, das Große und
"Gute, das in diesem Erwachen und Streben der Mensch-
"heit liegt und dadurch gewiß einst bewirkt werden wird,
(falls nämlich — wie sehr wahrscheinlich ist — der Despotismus nicht wieder die Oberhand erhält, und alles wieder einreißt, was die erwachte Menschheit aufgebaut hat,) "so ganz zu verkennen scheinen, und die öffent-
"liche Aufmerksamkeit, soviel an ihnen liegt, auf
"lauter Nebendinge und unbedeutende Umstände
"von der Sache selbst abzuleiten bemühet sind.

(Das

(Das ist wahrlich sehr treffend und wahr!) "Mit mög-
"lichster Kälte und Gleichgültigkeit übergehen oder berüh-
"ren sie die Hauptsache, mit feurigem Eifer heben sie
"Kleinigkeiten und Nebenfiguren aus, um den Eindruck,
"den das große schöne Ganze in den Gemüthern bewir-
"ken könnte, zu schwächen. Auch sind sie gleich jenen
"Weisen, die Mücken saugten und Cameele verschluckten.
"Sie erwähnen kaum der Greuel, der willkührlichen
"Alleingewalt, ahnden nicht und lassen nicht ahnden,
"den kommenden Segen der Freyheit. Schildern allein
"mit schrecklichen Farben, den freilich nicht gemächlichen
"Zustand der Abschüttelung des Sklavenjochs, und des
"nie ohne Erschütterung bleibenden Uebergangs, aus
"einem Aeussersten, in das entgegengesetzte Andre.
"Wollten sie wahre Weise, und des hohen Berufes eines
"Lehrers des Volks würdig seyn; so müßten sie wissen
"und lehren, von den Folgen auf die Ursachen zu schlies-
"sen — denken und sagen: ein Volk, das so allgemein
"empört und erbittert ist, gegen seinen Beherrscher, muß
"lang und stark, durch harten Druck und grausame
"Mißhandlung dazu gereizt seyn — und ein Volk, das
"so wild, so unbesonnen, so unedel zu Werke gehen kann
(hier wären doch wohl andere und bestimmtere Ausdrücke
zu wählen gewesen) "muß durch eine höchstfehlerhafte
"Verfassung und durch einen traurigen Zustand der
"Sklaverey in einen tiefen Verfall gerathen seyn.„ u.s.w.
Diese itzt ausgehobenen vortreflichen Ideen und Grundsätze
sind nicht das Eigenthum des Hrn. von Dohm, sondern
desjenigen Denkers, dem wir dieses Detail seines in der
Ueberschrift dieses Aufsatzes angeführten Entwurfes ver-
danken. Itzt aber noch etwas Weniges aus diesem Ent-
wurfe selbst, der in dem nämlichen Geiste abgefaßt ist.
"Jede bürgerliche Gesellschaft — sagt Hr. von Dohm —
"ist in dem Maaße vollkommener, jemehr in ihr die Gesetze
"über die Menschen, und nicht die Menschen über die
"Gesetze regiren.„ — "Wenn Menschen, denen Gewalt
"anvertrauet ist, lange Zeit nur allein sich selbst über-
"lassen bleiben, und ganz unbeachtet handeln; so werden

"Misbräuche aller Art ganz unvermeidlich." — "Um "die Mittel zu finden, die zum Wohl des Vaterlandes "am sichersten führen, muß jeder seine Kräfte, ohne "mechanisches Nachbeten Anderer, selbst gebrauchen. "Der gemeine Wille wird sicher immer der beßte seyn." (Wenn hierunter der Wille des grössern Haufens zu verstehen ist; so wäre doch hiergegen wohl ein Einwurf zu machen. Aber selbst dieser fehlerhafte Wille wäre vielleicht durch kaltblütige, bündige und überzeugende Gegenvorstellungen so zu rectificiren, daß er allerdings als Grundlage des Ganzen gebraucht werden könnte. Wenigstens würde er doch über die Charakteristik desjenigen Volks und Zeitalters, auf welches bey der neuen Staatsverfassung Rücksicht zu nehmen wäre, Licht genug verbreiten, um kein Grundgesetz zu verfassen, das mit beiden völlig unübereinstimmend wäre.) "Die Gesetze müssen nur Aus- "drücke dieses gemeinen Willens seyn; aber ihre Voll- "ziehung muß mit Leichtigkeit und Stärke, ohne Zöge- "rung und Störung fortgehen. Viele müssen Rath "geben; wenige ausführen. Jeder Mann muß sein "Geschäft; jedes Geschäft seinen Mann haben. Nie "muß gefehlt werden können; ohne daß man wisse, an "wen man sich zu halten habe. Jeder muß in dem ihm "vertrauten Kreise alles Gute thun können, was von "ihm gefodert wird. Kein Kreis darf regellos in den "andern eingreifen; einer muß den andern in seinen "Schranken halten, und alle müssen in einem Mittel- "punkt der Repräsentanten gesammter zünftiger Bürger- "schaft zusammentreffen und aus ihm ihre Richtung er- "halten." u. s. w. Ungern trennen wir uns von diesem ganz vorzüglichem Aufsatze, der mit einem so philosophischen Geiste, nach so edlen Grundsätzen, und, was seine Schreibart betrift, mit so vieler Klarheit und Präcision abgefaßt ist, daß wir wohl lange werden warten müssen, ehe uns ein ähnliches Product wieder in die Hände geräth.

2. Beschluß des im vorigen Stück abgebrochenen Aufsatzes: An den Herrn Verfasser der Antwort auf meine Erinnerungen gegen den Aufsatz: Ueber Herrn Kants

Kants Grundlegung zur Methaphysik der Sitten. Von Herrn Prorektor Snell zu Idstein. Die Hauptabsicht des Verfassers dieses Aufsatzes, scheint dahin zu gehen: das Anstößige in der Kantschen Behauptung, daß das Princip der Glückseligkeit das gerade Widerspiel, von dem der Sittlichkeit sey, hinweg zu nehmen.

3. **Einige Erinnerungen über die Bemerkungen des Herrn C. J. R. Christiani, im Braunschweig. Journ. März 1790. S. 298–319.** Herr Prediger Christiani, im Herzogthume Schleswig, gab im vorigen Jahre ein Werk heraus: Ueber die Bestimmung, Würde und Bildung christlicher Lehrer. Er zeigte sich als ein Mann ohne Vorurtheile, der den Gegenstand seiner Untersuchungen genau gefaßt, und mit einem ungewöhnlichen Scharfsinn durchgedacht hatte. Alle Stimmen der Kritik vereinigten sich, ihm dieses zu erkennen zu geben, und auch das Braunschw. Journal stimmte in diesem ungetheilten Lobe mit ein. Nur machte es einige Bemerkungen, die doch wohl in der Wahrheit und Billigkeit begründet waren. Diese waren indessen Hrn. Christiani unangenehm, und er erklärte sich über selbige in einem etwas unsanften Tone. In einem gleichen wird ihm hier geantwortet. Es liegt also hier eine bloße Privatsache zum Grunde, woran das Publikum keinen sonderlichen Antheil nimmt.

4. **Ist ein böses Urwesen anzunehmen? oder kann es unter den vernünftigen Geschöpfen Gottes ein oder mehrere absolut böse Wesen geben?** Es sey dahin gestellt, ob es der Vorsicht und Klugheit so ganz angemessen sey, die Untersuchung dieser Frage in einem Journale, das heißt, in einem Buche aufzuwerfen, das in allerley Hände geräth — und sie sogar dem einmal angenommenen Lehrbegriffe der christlichen Kirche gerade entgegen zu beantworten. Von diesem Systeme ist nun einmal dasjenige bald gleißnerische und verführerische, bald minder gewaltsame und schreckliche Wesen, von dem es, im letztern Sinne, in der Bibel, wahrlich nicht unschick-

lich heißt: daß es umherziehe, wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen es verschlinge, — dieses Wesen, das man unter dem Worte Teufel begreift, — nicht füglich zu trennen, ohne dieses ganze System zu erschüttern. Ein jeder kann ja, in Hinsicht dieses Wesens, glauben was ihm gefällt. Warum muß denn alles laut gesagt und sogar gedruckt werden, was ein jeder glaubet und denkt? Hier wird zuerst gefragt: Ist ein böses Urwesen möglich? Das heißt erstlich: haben wir Gründe, ein solches Wesen anzunehmen? Sind Dinge und Umstände in der Welt, die das Daseyn eines solchen Wesens wahrscheinlich machen, oder erhärten? Und zweytens: ist auch ein böses Urwesen an sich selbst denkbar? (Diese ganze Frage scheint, nicht mit der gehörigen Präcision, oder vielmehr gleich, so abgefaßt zu seyn, daß die Antwort nicht anders erfolgen konnte, als sie erfolgen sollte. Ist denn nur dasjenige möglich, dessen Existenz wir, aus Gründen anzunehmen, veranlasset sind, oder dessen Daseyn, uns durch Dinge und Umstände wahrscheinlich gemacht wird? Es ist vieles in der Welt, nicht nur möglich, sondern wirklich, dessen Ursprung, Wirkung, Fortgang und Ende, mir nicht zu erklären vermögen. Diese Behauptung kann niemand und am wenigsten derjenige bezweifeln, der die Naturlehre seiner Untersuchung würdig gefunden.) Die zweite Frage, welche sich, der freylich wahrheitssuchende, aber doch mehrmalen sich in irrigen Prämissen verwickelnde Verfasser dieses Aufsatzes, vorlegt, ist diese: Kann nicht unter den verständigen Geschöpfen Gottes, ein absolut böses Wesen seyn. oder mehrere? Hier wird so argumentirt: Ist ein Gott, ein unendlich weises, höchstvollkommenes, heiliges und gutes Wesen — ist ein Gott, der die Liebe selbst; so sind alle übrige Wesen von ihm. Sie müssen also ihren Ursprung verrathen. (Das thut auch der ärgste Böswicht, der unmenschlichste Barbar: nur in einzelnen, vorübereilenden Augenblicken — nur wenn er sich allein überlassen ist. Nicht immer und mehrmalen nie, sobald er handelt und würkt.) Sollten also unter Gottes Geschöpfen durchaus böse Wesen seyn; so

müßten sie es durch sich selbst geworden seyn. (Freylich durch sich selbst, oder durch andere, oder durch Veranlassungen, die sie entweder suchten, oder denen sie nicht ausweichen konnten.) Aber läßt sichs denken, das Geschöpfe wider die Natur könnten? (Warum nicht? Läßt sich nicht die Natur, durch die Kunst besiegen? Verändert nicht mehrmalen die Noth, die eigentlichsten Grundgesetze derselben? Sehen wir nicht täglich Dinge, von denen wir selbst sagen, daß sie unnatürlich, das heißt mit den natürlichen Bestimmungen, Einrichtungen, Absichten und Zwecken der Natur der Dinge nicht übereinstimmend sey?) Geht dies nicht an, bleibt die moralische Natur der Geister und das moralische Gesetz, ewig, wie Gott: dann sind zwar Mängel, Fehltritte, Verirrungen, Uebereilungen, Uebertreibungen, falsche Bestrebungen, bey Geistern, die von dem heiligen Gott geschaffen sind, möglich, aber keine absolute Bosheit. (Wenn man den Verfasser dieses Aufsatzes richtig versteht; so wären alle böse Handlungen der Menschen, entweder bloße Schwäche des Verstandes, oder Ueberraschungen der Leidenschaften. Er muß wahrlich nicht, das Innere des Herzens der Menschen durchschauet haben, wenn er das, im Ernste glaubt. Hat er denn noch niemals von Bosheiten reden gehört, die nach einem Plane ausgeführt worden, der nicht nur von einzelnen Bösewichtern — die sich aber übrigens in ihren Geschäften, als Menschen von den ausgebreitesten Kenntnissen, und den ungemessensten Verstandeskräften gezeigt, — sondern ganze Banden solcher Bösewichter bearbeitet war? Weis er denn nicht, wenn nicht aus seiner eigenen Erfahrung, doch wenigstens aus der Geschichte, oder aus etwa ihm zu Händen gekommenen Criminalacten, daß Freveltaten genug, mit kaltem Blute, ohne die Einmischung irgend einer Leidenschaft, oder doch, wenn das Feuer derselben, schon lange vrrdampft war, — blos darum begangen worden sind, weil sie begangen werden sollten? Wären die, die sich ihrer schuldig gemacht, überrascht worden; so hätten sie der ersten Aufwallung gefolgt. Das thaten sie aber nicht. Sie han-

delten nicht, so lang diese Aufwallung währte, nicht in den Momenten der ersten Bewegung, sondern ganze Monate, ganze Jahre nachher — da sie selbst nicht einmal der Veranlassung jener ersten Aufwallung sich zu erinnern vermogten. Darüber, was sie hierzu bewog — ob dieses ihre absolute Bosheit — oder ein böses Urwesen — bewürkt habe, ist hier nicht der Ort, zu entscheiden.) Uebrigens wünsche ich, (der Verfasser dieses Auszuges) daß weder der Verfasser des vor uns liegenden Aufsatzes, noch sonst irgend ein guter und edler Sterblicher, solche Gelegenheiten erhalten möge, als das Schicksal mir zu verleihen beschloß, den natürlichen Hang des Menschen, zum Verläumden, Schaden, Verfolgen und Unglücklichmachen, zu beobachten — und die Schrecklichkeit des Innern, eines Bösherzigen kennen zu lernen. Leider war dieses Geschäfte, mein vieljähriges Studium: darum erscheint mir aber auch manches, in einem ganz andern Lichte, als manchen andern, der auf dieses Studium, einige wenige Stunden verwendete — und in selbigen niederschrieb, was er während derselben gedacht und geglaubt.

5. Auf Wahrheit gegründeter Widerspruch, gegen die Nachrichten, von den Schulen der freyen Reichsstadt Memmingen, oder moralische Schilderungen von Memmingen, die in das dritte Stück des Braunschweigischen Journals, im Monat März 1790, eingerückt worden sind. Die in dem angezeigten Titel bemerkten Nachrichten, waren allen denen unangenehm, derer in selbigen gedacht worden war. Der Herr Rektor Bätzeler, erhielt von Oberkeitswegen den Auftrag, jenen Aufsatz zu widerlegen, und er entledigt sich hier dieses Geschäftes mit vieler Wärme, die ihm um so weniger verargt werden kann, wenn dasjenige, was er jenen Nachrichten, (von denen er sagt, daß sie das Werk einer beyspiellosen Schamlosigkeit seyn) hier entgegengesetzt, (wie es doch wirklich scheint) seine gute Richtigkeit hat.

6.

6. Auszug aus der Rede des Herrn Pethion de Villeneuve, die den 17ten May, dieses Jahres, in der Nationalversammlung gehalten worden. Diese Rede betrift eigentlich den, über die Frage: Ob dem Könige, oder der Nation, das Recht, Krieg und Frieden zu machen, zustehe? — entstandnen Discord. Hier wird aus der französischen Geschichte erwiesen, daß in den allerältesten Zeiten der Monarchie, kein andrer als das Volk, darüber entschieden habe, wann die Waffen ergriffen, wann sie niedergelegt werden sollten. In einer weniger entfernten Zeit, erklärten zwar die Könige den Krieg, aber nie, ohne Einwilligung der Grafen und Barone des Reichs. (Diese entrissen wahrscheinlicherweise dem Volk, diesen Antheil, an der Souverainität — oder die Könige räumten ihnen auch die Mitregentschaft ein, weil es ihnen doch leichter fallen mußte, die Herren Grafen und Barone, nach ihren Absichten zu lenken, als das ganze, nicht so leicht bezwingbare und minder biegsame Volk? Wenigstens wird hier nicht gesagt, daß dieses, jenen die Befugniß würklich übertragen habe, an seiner Statt, den Krieg zu erkären.) Vom 14 bis zum 17ten Jahrhundert berathschlagten in der Versammlung der Stände, die Repräsentanten der Nation über Frieden. Demnächst verschwanden diese Stände — und nur die von dem Könige ernannten Parlamente, ersetzten das Volkstribunal. Und von nun an, hörten, wie es hier heißt, die Könige nichts weiter, als ihren Ehrgeitz, ihre Leidenschaften und die zügellose Begierde, nach Ruhm. Sie griffen ihre Nachbaren an — sie hielten sich für gerecht, wenn sie mächtig waren — sie störten den Frieden von ganz Europa und verbreiteten französisches Blut und französisches Gold, in großen Strömen. Sie machten Bündnisse und verpfändeten das Glück und das Leben der Völker, ohne dieselben darum zu fragen. — Der Redner will, daß eine so verderbliche Gewalt, nicht länger in den Händen der Regierung verbleibe. "Vergebens„ sagt er — "vergebens werden wir reich, vergebens wird "unsere Volksmenge vermehrt — vergebens unser Han-

"del blühend seyn. Alles dieses Glück wird verschwinden, "vor den Launen eines Ministers, oder einer Buhlerinn.„ Wie sehr dieses zu fürchten, wie wenig folglich das, was er gesagt, blendende Deklamation sey, — dies erweiset er durch die allerneueste Geschichte, um desto sicherer, gegen allen Einwurf zu seyn. "Ich begreife nicht„ sagt er — "wie ein Volk sprechen kann: befiehl mir zu streiten — "und ich will streiten; — um deine Leidenschaften und "die Grillen deines Starrsinns zu befriedigen, befiehl mir, "mein Blut zu vergiessen — und ich will mein Blut "vergiessen; — gieb dein Gold, ich will mein Gold ge- "ben — gieb hin das Erdreich, das dich ernährt, gieb "hin dich selbst, als eine elende Heerde! „ — In der Folge begegnet er dem Einwurfe: Die gesetzgebende Gewalt, kann nicht mit Glück, Staatsgeschäfte betreiben, weil solche geheim seyn müssen — so: "Ich "könnte die alten Völker, ich könnte die neuern zum Bey- "spiel anführen. Das Geheimniß dienet nur der Unge- "rechtigkeit, es erzeugt nur Irrthümer. Man könnte "den Völkern das Interesse der Könige verheimlichen, "wenn die Könige alles (wären) und das Volk nichts "wäre. (Diesen letzterem Perioden fehlt es an Deutlich- keit und der eigentliche Sinn desselben, läßt sich nicht füglich errathen.) "Diesem Einhergehen in der Finsterniß, die- "sen heimlichen Minister-Operationen, haben wir (frei- lich wohl — und mehrere Nation mit ihnen) "unser "ganzes Unglück zu danken. „ —

7. Aphorismen vom Herrn Marquis von Puisegur. Diese sind zugleich in der Sprache des Originals hier abgedruckt worden. Sie gehören zur Geschichte des über den Magnetism entstandenen Streits.

8. Ueber den Aufsatz von Nationalfesten und Volksfreuden, im 8ten Stücke des Braunschw. Journals, von 1789. Der Verfasser dieser Abhand- lung, sieht den, in jenem Aufsatze behaupteten Nutzen solcher Feste, nicht so ganz ein. Auch meint er, daß an den mehresten Orten, der gemeine Mann nicht so gestimmt sey, daß solche Veranstaltungen einen heilsamen Eindruck

au

auf ihn machen würden "und die täglich sich mehrenden "Abgaben — setzt er hinzu — verbiethen auch wohl, die "Anordnung solcher Fest- und Feyertage.„ — Ferner wünscht er, die in jenem Aufsatze, ganz ausser acht gelassene Frage: qui payera les violons? — vor allen Dingen erst beantwortet zu sehn — und meint, daß durch National-Lieder, welche die Namen der Helden und Wohlthäter einer Völkerschaft besingen, die Absicht jenes Herrn Verfassers, mit geringerm Zeitverluste und Aufwand gewisser bewirkt werden könne.

9. Anmerkung über eine Anmerkung des Herrn von Winterfeld, zum 7ten Bande des Revisionswerkes. Vom Herrn Niehausen. Sie betrift die, bey der Erlernung der Lateinischen Sprache statt findenden Schwürigkeiten.

10. Brief aus Aachen. Der vortrefliche (oben unter der Nummer I.) gedachte Constitutionsplan des Herrn von Dohm, hat die vortheilhafteste und glücklichste Sensation bewürkt. Dem Fürst-Bischof wird es verdacht, daß er, da er unter dem Schutze eines mächtigen Monarchen, sich auf die beste und rühmlichste Art, aus der Sache ziehen, selbst glücklich seyn, und Glück und Segen, über sein Land verbreiten können — Krieg und Verderben gewählt.

(Auf dem Umschlage ist das Romanen-Magazin, das wir von der Meisterhand des Herrn Friedr. Schulz zu erwarten haben, angekündiget.)

VII. Journal des Luxus und der Moden.

August. 1790.

1. Reise-Luxus und Reise-Moden. Die Schweizerreise. Fortsetzung von Seite 359. des Julius und Beschluß. Detail der Reise von Genf nach Chamouny und in die Gletscher von Faurigny. Als das beste Buch, daß man über diese Reise nachlesen kann, wird hier

empfohlen: Nouvelle Description des glacieres & glaciers de Savoye, par M. Bourrit, à Geneve, 1785. 8. Eine vortreffliche Karte von Montblanc und allen umliegenden Gletschern und Hochgebirgen befindet sich vor dem zweyten Theile, der kürzlich in drey Bänden erschienenen neuen Ausgabe der Reise des Herrn Coxe in die Schweiz. Das hier aufgestellte Gemählde, der in der Ueberschrift desselben benannten Gegenden, ist im feinsten Geschmacke gezeichnet, und mit so vielem Feuer, und mit so natürlichen Farben ausgeführt, daß man dem Mahler würklich zur Seite zu seyn, und die von ihm beschriebene Gegenstände, mit ihm zu sehen glaubt. Vom berühmten Monblanc heißt es unter andern: "Dieser Riese der Alpengebürge, alt, wie die Welt und "unter dessen Anblick sich alle Katastrophen, alle Revo- "lutionen des Erdballs entwickelten, hat nach Saussüres "Berechnung, eine Höhe von 15,662 Englischen Füßen "über der Fläche des Mittelländischen Meeres. Man "erkennt ihn leicht, an seinen drey Gipfeln, wovon der "eine einige Aehnlichkeit, mit der Gestalt eines Drome- "dar-Höckers hat, und an seiner blendenden Schnee- "und Eisdecke. Vom Thal Aosta aus, gesehn, soll er "hingegen weniger Schnee haben, und an Rauheit und "grauerlichen Aussehn dem Schreckhorn nichts nachge- "ben. Man rechnet, daß der Schnee-Mantel, welcher "seinen Gipfel und seine Seiten enthüllt, mehr denn "400 Fuß senkrechte Höhe, und mehr denn 9000 Fuß "in Horizontaler Richtung vom Dome du goûté, (so "heißt der niedrigste Gipfel) bis zur äußersten Spitze hat, "und daß die senkrechte Höhe des Eises und Schnees, "von der Eishöhle des Arveron an, bis zum äußersten "Gipfel, nicht über 12000 Fuß, oder ungefähr soviel "beträgt, als die Höhe des Etnas und Vesuvs betragen "würden, wenn man sie aufeinander setzte. Der Mont- "blanc ist zuerst von Jacques Balmat aus Chamouny, im "Jahr 1786, in Gesellschaft des Doctors Paccard erstie- "gen., u. s. w. Weiter unten heißt es: Vom Gipfel "des Col de Balme, der 7558 Fuß über dem mittelländ-

"dischen

"dischen Meere erhaben ist, hat man eine weite Aussicht, "die viele Reisende für die prächtigste in der ganzen Schweiz "halten. Auf der einen Seite entdeckt man das Walliser- "Thal, die Rhone, den großen und kleinen Bernard, "die Pässe des Mont-Canis und Simplon — und "in der Ferne den Gotthard, die Berner- und Unter- "walder Alpen. Auf der andern Seite erblickt man den "Montblanc und die majestätischen Spitzen und Gletscher, "die ihn umringen. Auf diesem Wege kommt man auch "zu den Quellen der Arve, die hier nur ein kleines Bächel- "chen ist.„ — Die Reise, von Hospitz bis zum großen Zollhause, und von da bis Bellemzoen, wo man schon Italiens milde Luft athmet, übertrifft alles vorhergehende fast: "Das Auge ergötzt sich dann — heißt es — an den "Schönheiten des Tesino, der steter Begleiter ist, und "bald zwischen Klüften brauset; bald sich in Kataracten, "durch Berg-Trümmer und die Reste alter Lavienen "stürzt — an den majestätischen Berggestalten, den Tan- "nenwäldern, den Alpungen, den lustigen Weilern, die "hier und da an Anhöhen schweben, — an den Castan- "nien-, Nußbaum- und Pappelgehölzen des Liviner- "Thals, — den Feigen- und Wein-Lauben, und an den "Anblicke so vieler edlen Gewächsen des wärmern Him- "melstrichs. Wenn man kurz vor Ariolo, die zitternde "Brücke (il Ponte tremolo) paßirt ist, genießt man "einer herrlichen Aussicht, in das grüne, mit Häusern "angefüllte Thal„, u. s. w. Ungern reissen wir uns von diesen herrlichen Bildern loß; wir müssen sie aber, weil Raum und Zeit es fodern, verlassen.

2. **Von den Orgien des Herzogs Regenten von Frankreich.** Aus dem 2ten Bande der Memoires de Marechal Duc de Richelieu, von welchem bereits eine Uebersetzung angekündiget — oder wohl gar schon abgedruckt ist. Nach den Grundsätzen, die der Herzog Regent von seinem Erzieher, dem Cardinal Dübois, angenommen hatte, gab es für ihn keine Gesetze und keine Moralität. Ein Theil seines Tages war den Geschäften gewidmet; der Abend gehörte ihm allein. Um 9 Uhr ver-

versammelten sich im Palais-Royal Damen vom Stande, und Operndamen, Schauspieler und mehrere Leute von mittelmäßiger Herkunft, wenn sie nur leichten Witz und Talente zur Debauche besaßen. Mit einem gewissen Glockenschlage wurden die Thüren verschlossen — und nun hätte ganz Paris in Flammen stehen können — es gab keinen Regenten mehr. Verschwunden waren nunmehr, Prinzen, Schauspieler, Maitressen, Ton und Ceremoniel. Alle Stände waren vermischt und sich vollkommen gleich. Nur denen blieb noch ein Vorzug, dessen Witz am meisten anzog. Zuweilen wurden sogar die Lichter ausgelöscht, — und der Herzog von Orleans, ein großer Freund von sandalösen Anekdoten, öfnete auf einmal die beyden Flügel eines großen Schrankes, der in der vortheilhaftesten Stellung angebracht, eine Menge brennender Wachskerzen erhielt, so, daß in einem Augenblicke der ganzen Gesellschaft große Geheimnisse enthüllt wurden. In diesen Orgien erfuhr der Regent alle Neuigkeiten des Tages. Hier bestimmte sich, wie er sagte, sein Urtheil über den Werth der vornehmsten Personen. Da alles frey gesagt werden durfte; so entdeckte sich ihm dadurch die Meinung des Publikums. Er hingegen behielt sein Geheimniß, ohne der Gesellschaft merken zu lassen, welchen Vortheil er von dieser ungebundenen Freyheit ziehen könne. Nach und nach waren ihm diese nächtliche Schwärmereyen so zur Gewohnheit geworden, daß sie nothwendig zu seiner Glückseligkeit gehörten. Und ward auch eine Nacht, auf diese Art nicht verschwärmt; so war sie doch Streifereyen, in Gesellschaft seiner Wüstlinge bestimmt. Des Ansehens wegen, welches Fleury nach und nach über den jungen König gewann, ward Saint Cloud zum Lieblingsschauplatze der Orgien gewählt. Scheußlich ist die Beschreibung, der hier gegebenen Scenen. Der Cardinal Dübois und die Frau von Tencin waren unerschöpflich in Erfindungen neuer Genüsse der Wollust. Sie durchsuchten die alte und neue Geschichte, um alle mögliche Gattungen von Schandthaten ausfindig zu machen, — und der Regent folgte unermüdet

det den Winken, die sie ihm gaben. Mitten unter seinen schlüpfrichsten Vergnügungen erwachte zwar mehrmalen, die doch wahrlich niemalen ganz zu unterdrückende Stimme seines Gewissens. Man verwickelte ihn aber in neue Zerstreuungen und tödtete seine guten Gefühle.

3. Theater. Bestand und Uebersicht der Vorstellungen einiger Hauptbühnen Teutschlandes. 1. Mannheim. 2. Berlin. 3. Prag. 4. Hamburg. 5. Mainz. Von allen diesen Orten bloß die im Junius aufgeführten Stücke.

4. Mode-Neuigkeiten. 1. Aus Frankreich. Zuvörderst zwar nur eine skizirte, aber doch schöne Beschreibung der großen Bundesfeyer von Frankreich, an welcher alles, und sogar die Königinn, die Nationalfarben trug. Die Federn, an ihrer Coeffüre, waren blau, roth und weiß. — Die allgemeine Uniform der National-Garden ist nunmehro bestimmt. Der Rock ist blau, (Bleu de Roy,) mit weissem Futter und weissen Passe-poils. Die Aufschläge und der Revers sind Scharlach — die Aermel offen, mit drey Knöpfen, — weisser Kragen mit rothen Passe-poils, — goldene oder gelbe Epaulettes, — die Rocktaschen aussen und mit drey Spitzen, -- auf die gelben Knöpfe ist der Distrikt, zu dem die Uniform gehört, geprägt — weiße Weste und Beinkleider. Der Rock ist unten roth aufgeschlagen und auf beyden aufgeschlagenen Zipfeln sind, gelb oder in Gold, die Worte: auf dem einen, Constitution und auf dem andern, Liberté, gestickt. — Der Verfasser des hier excerpirten Aufsatzes hofft noch, die Aufhebung des gezwungen Cölibates der Priester. Die patriotische Supscription, um die Englischen Baumwollenenwaaren zurückzuhalten und sich bloß in inländische Stoffe zu kleiden, hat gut gewürkt und den französischen Seidenfabriken neuen Muth ertheilt. — Zu diesem Aufsatze gehören die Bildnisse, zwoer modernen französischen Damen, denen man einen feinen Geschmack und einen geübten Erfindungsgeist nicht absprechen kann. — 2) Aus England. Die englischen Damen kleiden sich ganz in französischen

Gout.

Gout. Das Negligee der Herren ist der Frack und der runde Huth. Dieser ist noch immer allgemein, nur hat er itzt einen weit höheren Kopf und schmälern Krämpe, als vor einigen Jahren. Dreyeckigte Hüthe werden nur zu Gala-Kleidern, bey sonstigen feierlichen Gelegenheiten, oder von Officiren getragen. Die itzige Form dieser dreyeckigten Hüthe ist beynahe wieder, die ganz alte Mode, nemlich klein, mit flachen Krämpen und vorn, mit einer langen Spitze. — Die modernsten Knöpfe sind Stahl, figurirt und brillantirt, schlicht, oder mit Gold eingeschlagen, oder blau angelaufenen mit vergoldeten Zierrathen. Vollständig werden hier die neumodigen Schuschnallen mit den sogenannten Brunswick-patent-Springs beschrieben, welches wir denen zu Liebe anzeigen die etwa von dieser Erfindung, eine vollständigen Nachricht verlangen.

5. Ueber Herrn Catels zu Berlin Unternehmung, bessere und instructivere Spielsachen für Kinder zu liefern. Herr Catel hatte schon lange bemerkt, daß die Spielsachen und Figuren, mit welchen man die Kinder beschenkt, gemeiniglich ganz ohne Ebenmaaß und außer der natürlichen Proportion verfertiget sind. Dadurch erhalten sie unrichtige Begriffe. Ferner bemerkte er, daß die Lehrer der Jugend, ihren Schülern, von den wissenschaftlichen Instrumenten, und den damit anzustellenden Versuchen und Experimenten, nur sehr undeutliche Ideen anbringen konnten, weil sie ihnen, aus Mangel der Werkzeuge selbst, nur höchstens Kupfertafeln vorzulegen hatten. Diese Betrachtungen bewogen ihn, im Jahr 1780 eine Handlung zu errichten, in welcher man alle nur ersinnliche Spielsachen und alles mögliche Puppenwerk fand. Er ließ alles, was im gemeinen Leben vorkommt, auf das genaueste, nach einem verjüngten Maaßstabe verfertigen, und machte selbst die Modelle dazu. Alle einzelne Theile des Ganzen, standen in einem genauen Ebenmaaße untereinander — alles war, wie's in der Natur ist — und nichts durch gar zu bunte und eckelhafte Farben verstellt. Demnächst ließ er, nach gleichen Regeln, alle nur mögliche mathematische und physikalische

Instru-

Instrumente, im Kleinen verfertigen, und auch hier ward auf Ebenmaaß, Verhältniß, Farbe und Gestalt, Rücksicht genommen. Oeffentliche Schulanstalten benutzten seine Erfindung, die mit einer ungewöhnlichen Treue und Aufmerksamkeit ausgeführt ward, auch namentlich machten der Herr Oberconsistorialrath Gedicke in Berlin, und Herr Prof. Meinert in Halle, von selbigen Gebrauch. Um auch diejenigen zu befriedigen, welche ohne zu spielen, und ohne zu lehren, in Gesellschaften einen angenehmen Zeitvertreib suchen, machte er eine Sammlung von allerhand künstlichen Spielen, magnetischen Vergnügungen, Verirstücken, gesellschaftlichen Spielen u. dgl. m. Er gieng noch weiter. Auch für Damen, welche ihre Anverwandte, für junge Herren, welche ihre Väter oder Mütter, für Aeltern, welche ihre erwachsene Kinder beschenken wollten, ward gesorgt. Endlich noch ließ er es sich angelegen seyn, solchen nützlich zu seyn, welche etwas Nützliches zu ihrem Gebrauche, oder in ihrer Wirthschaft verlangten — und so entstand allgemach, eine weitläuftige und aus so mannichfachen Artikeln bestehende Handlung, daß selbige der Aussage der Reisenden nach, ihres Gleichen nicht hat. Herr Tatel unternahm sogar, um seine Ideen zu erweitern und zu berichtigen, verschiedene Reisen, forschte allenthalben, ob er etwas zu seinem Zwecke dienliches finden mögte, suchte Künstler auf, verschafte sich Correspondenz an den Orten, wo er wegen Mangel der Zeit, nicht selbst hinkommen konnte, und drängte, gleichsam im Kleinen, in eine einzige Handlung zusammen, was man in den vornehmsten Städten Deutschlandes und anderer Länder bisher nur einzeln und zerstreut antreffen konnte. Er hat ein Verzeichniß seiner Sachen unter diesem Titel in diesem Jahre abdrucken lassen: Mathematisches und physikalisches Kunst-Kabinet, dem Unterrichte und der Belustigung der Jugend gewidmet. Selbigem sind auf 9 Kupfertafeln, 216 Figuren, nebst einer zweckmäßigen Beschreibung der Stücke und Anzeige der Preise beygefügt. Herr Legationsrath Bertuch empfiehlt das

Unter-

Unternehmen des Herrn Catel — und die Empfehlung eines Mannes, von Herrn Bertuchs feinem Geschmacke und richtiger Beurtheilungskraft, wird dem Publiko hoffentlich nicht gleichgültig seyn.

6. Gartenkunst. Brücken und Stege in Englischen Gärten. Gemauerte Brücken haben fast immer ein zu schweres Ansehn: Brücken von Holz hingegen ein leichteres, freyeres, anmuthigeres, als die steinernen, und sind wegen ihrer Geländer zugleich einer größeren Mannichfaltigkeit der Formen fähig. Die Hängewerke, wozu die decorirten Lehnen recht gut schicken, und wodurch sie sich, ohne Stützen selbst tragen können, werden hier allen übrigen Gattungen von Brücken vorgezogen. In einem zu diesem Aufsatze, gehörigen Kupferblatte, werden zweyerley Arten von Brücken: eine flache Hängebrücke, von ganz einfacher Form und eine Bogenbrücke, mit einem Hängewerke, die schon mehr verziert ist, und ihrer Höhe wegen, unten eine Durchfahrt für Gondeln erlaubt, dargestellt. Auf eben diesem Blatte, findet man viererley verschiedene Geländer, für geradliegende Gartenstege.

(Das zu diesem Hefte gehörige Intelligenzblatt enthält verschiedene Anzeigen neuer Verlagsartikel und Kunstwerke, unter welchen das Verzeichniß, des bey Basilius Paulus Schilling, zu Frankfurt am Mayn, zu findenden Englischen Steinguthes und der Birminghamer goldnen, silber-plattirten, vergoldeten, stählernen, metallenen und lackirten Waaren — die Anzeige von denen, bey J. F. Boye in Göttingen zu findenden Flöten- und anderen blasenden Instrumenten — und die Nachricht, von Joh. Jak. Müllers zu Coburg, Büreau-Clavieren, — die wichtigsten sind.)

VIII. Oekonomische Weisheit und Thorheit, oder Journal von und für Oekonomen, Kameralisten, Hausmütter, Gartenliebhaber und Freunde der Stadt- und Landwirthschafts-Kunde.

Dritter Theil. Erfurt. 1790. 8.

Die Vorrede enthält manche Nachrichten und Bemerkungen, den harten Winter, von $17\frac{88}{89}$ betreffend.

1. Vom Einfluß der ökonomischen Gesellschaft, auf den Ackerbau und von der Fruchtbarkeit, und dem Kornhandel der Europäischen Staaten, vom Herrn Neuenhahn, (einem Kaufmann) in Nordhausen. Dieser Aufsatz gehöret zu den interessantesten, die uns seit einiger Zeit zu Händen gekommen, so, wie der Verfasser desselben, zu denen, die man als die Zierde seines Standes ansehen kann. Zwar sind diejenigen Kaufleute, die mit einem forschenden und tiefblickenden Auge, das Innere der, mit ihren Berufsgeschäften in Verbindung stehenden Gegenstände durchschauen — und ihre Kenntnisse nicht blos, auf den Werth, der durch ihre Hände gehenden Waaren beschränken — sondern auch, nach den logicalischen Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit speculiren — über solche Gegenstände, die nicht blos zu den mercantilischen gehören, ein treffendes Urthel zu fällen wissen — und sogar als Schriftsteller gefallen, — nicht mehr so selten, als ehemals: aber Herrn Neuenhahn muß doch, selbst unter diesen verdienten Männern, (deren man auch in Hamburg und Altona einige findet) einer der ersten Plätze eingeräumt werden. Er gehet von dem Grundsatze aus, daß der Reichthum eines Staats, nach dem Ueberflusse oder Mangel der natürlichen Landesproducte (wobey aber doch der, zur Bearbeitung und Veredelung verschiedener derselben nöthigen Fähigkeit, und der Gelegenheit, diese Producte und Fabrikate zu billigen Preisen abzusetzen, hätte gedacht werden mögen,) und seine (des Staates) Macht, aus dem Wachsthume oder

der Abnahme der Menge seiner Landleute. (Auch hiergegen dürfte sich etwas einwenden lassen. Nicht die Menge, sondern der Wohlstand des Bauernstandes entscheidet über die Macht eines Staats. Was kann es diesem helfen, wenn er die Zahl seiner Landleute, zwar nach Tausenden — und wenn's nach Millionen wäre — berechnen könnte; diese zahlreichen Schaaren aber mit dem Mangel und dem Elende kämpften — keinen Muth und keine Geräthschaften hätten, um ihr Land zu bebauen — kein Obdach für sich und ihr nothleidendes Vieh — und also entweder aus der Hand des Staates gefuttert werden müßten, oder sich auch genöthiget sehen würden, entweder auszuwandern, oder auch, als Straßenräuber umherzuziehn, um sich nur das Leben zu fristen.) Sehr richtig ist es, wenn es in der Folge heißt, daß ohne Mitwirkung des Handels, die wesentliche Würkung des Feldbaues sehr eingeschränkt wäre — und daß dieser, so gut, wie die mehresten übrigen Künste, auch seine gelehrte Seite habe. Die Engländer waren die ersten und waren es eine lange Zeit, ganz allein, die von den Künsten und der Handlung schrieben. Sie errichteten auch zuerst solche Gesellschaften, die sich mit Gegenständen solcher Art beschäftigten. Vor nicht gar langen Jahren folgten die Franzosen, den Fußstapfen ihrer Nachbaren. Anfänglich übersetzten sie bloß die Schriften jener: thaten es ihnen aber bald, in vielen Sachen zuvor. Die im Jahre 1757 zu Bretagne errichtete Gesellschaft, hat denen, die demnächst in Bern, in Paris und an andern Orten Frankreichs gestiftet wurden, die erste Veranlassung ertheilt. Dem nehmlichen Triebe, das allgemeine Beste zu befördern, verdankt man, die Stiftung der Gesellschaft nützlicher Wissenschaften in Zürch. Auch in Italien, Dännemark, Schweden und Rußland, erwachte eben dieses ädle Gefühl. — Deutschland war aber unter allen Ländern vielleicht das reichste, an solchen Gesellschaften, deren Zweck die Verbreitung nützlicher Kenntnisse war. So entstand in Leipzig, die ökonomische Sozietät — so, die Kuhrbayersche, die Mainzische, die Oesterreichsche wirthschaftliche

schaftliche zu Klagenfurth, die Zellische Ackerbaugesellschaft, die Mannheimer, die Schlesische, die Breslauer, die Bienengesellschaft in der Lausitz und in Franken, das Vieharzeneyinstitut zu Dresden, Berlin, Kassel, Hannover, — die physikalischen und mathematischen Akademien zu Göttingen und Berlin, und endlich verschiedene Intelligenzblätter, durch welchen die Aufklärung sehr bewürkt worden ist. — Diese und alle ähnliche Institute, namentlich aber die ökonomischen Gesellschaften, sind wahre Quellen des Unterrichtes für den Landmann und richtige Wegweiser, seinen Acker mit Vortheil zu bauen. — Aus den nunmehro folgenden Nachrichten, über die Fruchtbarkeit der verschiedenen Länder Europens, die wir nicht genug empfehlen können, weil sie unsers Wissens, einzeln in ihrer Art sind, können wir nur das Wichtigste ausheben. Dännemark ernährt seine Einwohner hinlänglich. Man rechnet, daß im ganzen Königreich jährlich 8 361,700 Tonnen, (das sind eilf Millionen, 4174 Dresdener Scheffel) Waitzen, Roggen, Gerste, Hafer, Buchwaitzen, Erbsen, Wicken und Bohnen wachsen. In guten Jahren kann Dännemark viel Getraide ausführen, gewöhnlich 500,000 Tonnen, die nach Schweden, Norwegen, Island und Holland gehn. Das meiste Getraide wird aus Fühnen, Laaland, Langeland und Jütland ausgeführt — aus Seeland viel Malz, aus Fühnen viel Buchwaitzen. Diese letztere Insel, die nur 10 Meilen lang und 9 Meilen breit ist, ist an allerley Getraide so ergiebig, daß die Einwohner jährlich über 100,000 Tonnen, nach Norwegen und Schweden ausführen können. Sehr interessant ist die hier vorkommende Beschreibung, des auf der Insel Laaland oder Lolland wachsenden, wie süße Mandeln schmeckenden Mannas (Schwaden) welches theurer, als der Reiß verkauft wird. Es ist dieses Manna, eigentlich nichts, als der Saame, des bekannten Grases, Mannaschwingel, Entengras (Festuca fluitans, Linn.) das fast durch ganz Europa, in stillstehenden sowohl, als in fließenden Wassern, an den Ufern der Flüsse, in Bächen, austrocknenden Wassergräben, auf

nassen, doch nicht eben sumpfichten Wiesen, und auf den Maßgallen derselben wild wächst. In den Schreberschen Graminis (I, p. 37. Tab. 3.) findet man eine Abbildung dieses Gewächses, und in der Beschreibung der Gräser, eben dieses Verfassers, (Seite 42. u. f.) eine Anweisung, den Schwaden zu sammeln und zuzubereiten, von welcher man hier einen Auszug erhält. — Die Halbinsel Jütland, ist ein ungemein fruchtbares Land — und führt häufig, alle Getraidearten, in die benachbarten dänischen Provinzen und nach Deutschland und Holland aus. — Das Herzogthum Schleswig ist gleichfals ein größtentheils fruchtbares Land, besonders an der Seeseite und über Flensburg nach Norden zu. Es verfährt jährlich eine ansehnliche Menge allerley Feldfrüchte in andere Länder. — Das Königreich Norwegen ist zum Ackerbau seines unebenen, steinigten und morastigen Bodens wegen, unbequem. Der südliche Theil desselben muß also ausser seinen eignen Producten, die dagegen ausgeführt werden, jährlich noch 3, bis 400,000 Rthlr. baares Geld zugeben, — und der nordliche Theil muß an Ausländer, für Getraide, den größten Theil seiner Einkünfte bezahlen. — Island und Grönland haben gar keinen Ackerbau. — In Schweden müssen in guten Jahren wenigstens 50,000, — und wenn Miswachs einfällt, wohl 500,000 Tonnen Getraide, (das sind 778,651 Dresdener Scheffel,) eingeführt werden. — In Rußland ersetzt die eine Provinz, was der anderen abgeht. Im Ganzen genommen, hat es Ueberfluß am Getraide. — Das Königreich Preussen, das ohne die Seen 1100,000 Hufen Landes enthält, hat fast allenthalben einen fruchtbaren, zu allen Fruchtarten tauglichen Boden. Es exportirt für ansehnliche Summen. — Aus Polen und Litthauen gehen jährlich auf 4000 mit Getraide beladene Schiffe und Flösse auf der Weichsel nach Danzig, und von da in andere Ländern, zumalen nach Holland. — Der südliche Theil von Ungarn ist ein sehr fruchtbares Land. Mehrmalen können die Scheuren den Ueberfluß nicht fassen. — Siebenbürgen, Slavonien,

Croati-

Croatien und Dalmatien haben fette und fruchtbare Felder. Der Boden der kleinen Republik Ragusa ist dahingegen unfruchtbar, und sie muß sich daher mit ihren Bedürfnissen aus den angrenzenden türkischen Provinzen versehn. In der europäischen Türkey ist der Ackerbau, der aber mehrentheils von Christen besorgt wird, sehr einträglich. Seit Muhammed des Dritten Regierung, ist er aber sehr mit Abgaben beschwert, und dadurch in einem solchen Verfall gerathen, daß der geringste Mißwachs eine Hungersnoth nach sich zieht. Die Wallachey ist reich an Getraide — noch mehr die Moldau. In fruchtbaren Jahren, vermehrt sich in dem letztern Lande der Waitzen 24-fältig, der Roggen 30 fältig, die Gerste 60 fältig und die Hirse sogar 300 fältig. Portugal hat einen zum Getraidebau sehr brauchbaren Boden: die grössere Hälfte desselben liegt aber uncultivirt. Die Einwohner bedürfen also Zufuhr, welche sie hauptsächlich aus Englaud und Holland erhalten. In Lissabon allein wird jährlich für 5 Millionen holländische Gulden an fremden Korn verconsummirt. — Spanien hat, im Ganzen genommen, Mangel am Getraide. Der Ackerbau wird auch hier nicht geachtet — und es fehlt an schiffbaren Flüssen und bequmen Frachten, um den Ueberfluß dieser oder jener Provinz in eine andere zu fahren, die seiner bedarf. — Obgleich Frankreich größtentheils sehr fruchtbar ist; so giebts doch auch viele Gegenden, die sehr unfruchtbar sind. Die große Menge, der im Lande befindlichen Manufacturen, schadet dem Ackerbau. Um an jenen einige Millionen zu gewinnen, hat man an den Feldfrüchten einige tausend Millionen verloren. Man bebauet ohngefär 36 Millionen Acker, und erndtet in einem gewöhnlichem Jahre etwa nur 45 Millionen Malter Getraide, da man es doch wohl bis zu 66 Millionen hinaufbringen könnte. Weil man nicht für unfruchtbare Jahre sorgte, entstand schon mehrmalen, und namentlich im vorigen Jahre eine Hungersnoth, die zu der bekannten großen Revolution die erste Veranlassung gab. Dem Landmann ist, um ihn zur Bearbeitung seiner unfruchtbaren Felder zu ermuntern,

ein großer Erlaß in seinen Abgaben bewilliget worden. — Italien (Savoyen ausgenommen) bauet die allervortreflichsten Früchte. — Man rechnet, daß die Zahl der Aecker in England höchstens 32 Millionen (jeder von 43,560 Englischen □ Schuhen) betrage, wovon der fünfte Theil wüste und unbebaut ist. Die Ausfuhr des Getraides, durch einländische Schiffe, wird durch Prämien befördert. Man rechnet, daß der 16te Theil, des in England gebaueten Getraides, ausgeführt werde, und der Nation einen jährlichen Gewinn, von ungefähr 651,000 Pf. Sterling gewähre. Die Ausfuhr wird gehemmt, wenn das Getraide einen gewissen Preis überschreitet, der durch Gesetze bestimmt worden ist. Man nimmt an, daß die Zahl der Pferde in England sich bis auf 500,000 und die Zahl der Kutschpferde in London allein auf 100,000 belaufe. Diese verzehren eine erstaunliche Menge Getraide, und sind dem Ackerbau nachtheilig. Selbiger ist in Schottland noch nicht in seiner Vollkommenheit. — Der Boden in Irland ist geschickter zur Weide, als zum Kornbau. — Böhmen hat einen fetten Boden, und bauet Korn genug, um seinen Nachbaren mittheilen zu können. So auch Mähren. Die Markgrafthümer, Ober- und Nieder-Lausitz, bauen nicht Korn genug, um nicht fremde Hülfe zu suchen. Nieder-Oesterreich hat Getraide genug, um verkauffen zu können. Ober-Oesterreich sucht dahingegen Hülfe, im Lande unter der Ens und in Ungarn. Steyermark baut gerade so viel Korn, als es bedarf. Kärnthen hat Zufuhre nöthig. Krain hat fruchtbare Thäler und Felder, die sogar eine doppelte Erndte gewähren. Tyrol baut nicht Getraide genug, um seine 100,000 Einwohner zu nähren. Der südliche, oder österreichische Theil von Brabant hat Ueberfluß; und das Herzogthum Limburg einen guten Ackerbau. Luxemburg, obgleich es, insonderheit im südlichen Theile, bergigt, sandigt und nicht sehr fruchtbar ist, trägt doch etwas Getraide. Mehr aber, das fruchtbare Geldern. Flandern ist fruchtbar und zum Ackerbau bequem. Doch reicht in einigen Gegenden das Getraide

für

für die Menge der Einwohner nicht zu. Ein Theil der Grafschaft Hennegau ist fruchtbar genug: in einem andern Theile wächst fast kein Getraide, als Dinkel. Die Grafschaft Namur ist zwar sehr bergigt und waldig — in ihren Ebenen aber fruchtbar. — Im Bisthume Münster findet man fruchtbare Strecken. Das Herzogthum Cleve ist wohl bebauet, und hat Ueberfluß an Getraide. Die Grafschaft Mark kann mit ihren Producten die benachbarten Länder versehn. Die Grafschaft Limburg hat gutes Ackerland — an welchem es aber der Grafschaft Ravensberg fehlt. Das Herzogthum Jülich liefert einen Ueberfluß von allen Arten Getraides — und das Herzogthum Berg hat, obgleich es, wie schon sein Name ergiebt, ein sehr bergigtes Land ist, doch fruchtbare Felder. Die Bisthümer, Paderborn und Lüttich, sind weit eher den fruchtbaren als den unfruchtbaren Ländern beyzuzählen. Das Bisthum Osnabrück trägt aber nur soviel Rogken, als die Einwohner zu ihrer Nothdurft und zu ihren Brandtweinblasen, deren man 500 zählet, gebrauchen. Im Fürstenthum Minden wird der Ackerbau mit Ernst betrieben. Das Fürstenthum Verden besteht, das an der Weser und Aller liegende Marschland ausgenommen, größtentheils aus Haidenland. In der Abtey Corvey sind die mehresten Gegenden bergig. So auch im Fürstenthum Nassau, das ausserdem auch waldig ist, aber doch auch fruchtbare Aecker hat. Im Nassau-Dillenburgschen ist Mangel an Korn. Ostfriesland hat sehr späte Getraideerndten, weil der Frühling und Sommer sehr spät eintreten. Das Fürstenthum Mörs hat Ueberfluß an Getraide, — die Grafschaft Wied guten Ackerbau, und die Grafschaft Schauenburg fruchtbare Aecker. In den Herzogthümern Oldenburg und Delmenhorst kann man der Einfuhr nicht entbehren. Die Grafschaft Lippe versäumt den Ackerbau nicht. Der Grafschaft Bentheim ist eine vortheilhafte Ausfuhr verstattet. Die Grafschaft Tecklenburg hat, für allerley Getraide, hinlängliche Aecker, --- die Grafschaft Siegen nur einen mittelmäßigen Boden, --- die

Grafschaft Hoya ergiebige Aecker, --- die Grafschaft Diepholz nur dann brauchbares Ackerland, wenn es wohl bearbeitet wird. Das Kurfürstenthum Mainz und das Gebieth der Stadt Erfurt sind fruchtbar. Das Eichsfeld hat hinlängliches Getraide. Das Kurfürstenthum Trier kann, weil es bergig und waldig ist, sich ohne fremde Zufuhr nicht helfen. Das Kurfürstenthum Cölln und das Herzogthum Westphalen haben einen Boden von verschiedener Güte. Das Kurfürstenthum Pfalz hat ein ungemein fruchtbares Land, das alle Arten Getraide im Ueberfluß bringt. Die Bisthümer, Worms, Speyer und Fulda, haben gute und fruchtbare Aecker. Das Fürstenthum Zweybrücken ernährt seine Bewohner. Hessen hat gleichfalls fruchtbare Aecker und guten Kornbau. In der Grafschaft Katzenellenbogen leben die Einwohner fast allein vom Ertrag ihrer Felder. Die Herrschaft Mer ist zwar bergig, aber dennoch nicht unfruchtbar. Das Fürstenthum Herefeld hat, so wie die Grafschaft Sponheim, einen fruchtbaren Boden. Die Nassau-Weilburgschen Lande, im Obertheinischen Kreise, sind von unterschiedlicher Güte, --- die Nassausaarbrückischen bergig und waldig --- die Nassausaarbrückischen, sandig und waldig. Die Grafschaften Ottweiler, Saarwerden, Waldeck, Hanau-Münzenberg, Solms und Ober-Isenburg sind reich an fruchtbaren Aeckern. Die Herrschaften Grumbach und Westerburg liefern Rogken, Gerste und Hafer. Die Grafschaft Leiningen hat fruchtbare Gegenden --- die Grafschaft Witgenstein aber nur wenig Getraidebau, welcher hauptsächlich in Hafer besteht. Der Schwäbische Kreys thut es allen übrigen Kreysen, den Obersächsischen ausgenommen, an Fruchtbarkeit zuvor. Der Boden desselben ist zwar nicht durchgängig einerley, und an einem Orte nicht so ergiebig, als an einem andern; doch kann man allenthalben, wo nicht einen reichlichen, doch einen guten Ertrag seiner Feldarbeiten erwarten. Das Bisthum Augsburg ist besonders mit fruchtbaren Aeckern versehn — und das Herzogthum Würtemberg hat einen

solchen

solchen Getraide Ueberfluß, daß es an seine Nachbaren verkauft. Die Markgrafschaft Baden giebt keiner deutschen Landschaft an Fruchtbarkeit nach. Die Grafschaft Hohenzollern ist ziemlich fruchtbar. Die Landgrafschaft Klettgau ist reich an Getraide, and das Gebiet der Reichsstadt Ulm hat fruchtbare Aecker. Das Erzstift Salzburg kann kein Getraide baueu, weil es aus Bergen und Thälern besteht. Das Herzogthum Bayern ist an Fruchtbarkeit mit der besten deutschen Provinz zu vergleichen. Ein Theil der Oberpfalz ist ziemlich fruchtbar: ein anderer, gebürgig und waldig. Das Hochstift Bamberg verführt seinen Ueberfluß nach Frankfurth und Nürnberg. Auch das Bisthum Würzburg bauet mehr als es bedarf. Wenn nur der Boden im Fürstenthume Culmbach gut bearbeitet wird, trägt er allerley Frucht. Noch fruchtbarer aber ist das Fürstenthum Anspach. Die Grafschaften Henneberg, Hohenlohe, Wertheim und Erbach haben fruchtbare Gegenden, die man mit Sorgfalt benutzt. In der letzteren werden jährlich ungefär 73,911 Malter Rogken, Waitzen u. s. w. und 44,000 Malter Kartoffeln gebaut. Im Obersächsischen Kreise ist die Fruchtbarkeit des Herzogthums Sachsen, oder des sogenannten Kurkreises nur mäßig. Thüringen dahingegen ist ein durchgehends kornreiches und sehr fruchtbares Land. Die Markgrafschaft Meissen bauet Getraide in großer Menge und von besonderer Güte; dahingegen das Erzgebürge seine Einwohner nicht allemal hinreichend zu versehen vermag. Die Stifter Merseburg und Naumburg bauen Getreide genug, um andern mittheilen zu können. In der Mark Brandenburg sind einige Gegenden zwar sehr sandig, aber selbst diese tragen, bey einer gehörigen Bestellung, Roggen, kleine Gerste und Hafer reichlich genug. Andere Gegenden dieser Mark, tragen Waitzen, Spelt und Gerste überflüßig. In recht guten Jahren gehen aus selbiger, etliche 1000 Lasten, nach Hamburg, Lübeck, Stettin. Aus der Uckermark wird Berlin, mit Getraide versehn. Das Fürstenthum Eisenach trägt nicht soviel Korn, als die

Einwohner brauchen, wohingegen das Fürstenthum Coburg ausführen kann. Die Fürstenthümer Gotha und Altenburg handeln stark mit Getraide. Das Herzogthum Pommern kann andern Ländern verkaufen, und nützt, zu diesem Geschäfte, seine vortheilhafte Lage. Von den Inseln Rügen werden jährlich einige tausend Lasten überflüßigen Getraides nach Stralsund transport. Das Fürstenthum Anhalt, ist ein in aller Hinsicht, gesegnetes Land. Im Dessauischen und Zerbstischen Antheile desselben, geräth der Roggen, der Hafer und das Heidekorn vorzüglich, so, wie in den Cöthenschen- und Bernburgischen-Ländern, der Waitzen und die Gerste. Das Fürstenthum Schwarzburg hat viele schöne und fruchtbare Gegenden. Die Grafschaften Mansfeld, Stolberg, und Wernigrode, haben guten Ackerbau — die Herrschaften der Grafen Reuß keinen Mangel, an Korn, — die Herrschaften der Grafen von Schönburg, einen fruchtbaren Boden. Der Ueberfluß der Grafschaft Hohnstein, wird nach den Harz und nach Nordhausen geschaft. Aus dem Herzogthum Magdeburg, werden ganze Schiffsladungen Korn, nach Hamburg, und von dort nach Holland und in andere Länder verschickt. In den Braunschweig-Lüneburgschen Ländern, werden alle Arten von Früchten, in großer Menge gebaut und von selbigen, für mehrere Tonnen Goldes, jährlich ausser Landes geführt. Die Ländereyen des Herzogthums Bremen, werden auf 36.000 Pflüge berechnet. Ein Pflug aber ist ungefär 15 Morgen und ein Morgen, hält 180 □ Ruthen. Der Boden des Fürstenthums Lüneburg oder Zelle, ist von ungleicher Güte. Das Amt Haarburg verkauft allein an Hamburg, jährlich für einige tausend Thaler Getraide. Das Fürstenthum Grubenhagen, hat Zufuhr nöthig. In der Stadt Osterode, befindet sich ein Provianthaus, aus welchem die Berg- und Hüttenleute des Kurbraunschweigischen Harzes, den Himten Roggen, allezeit für 16 Ggr. erhalten. Der Harz bauet gar kein Getraide. Im Fürstenthum Calenberg ist der Boden bergig, steinig, morig und morastig

und

und also nicht zum Kornbaue geschickt. Der nordliche Theil des Herzogsthums Wolfenbüttel, hat einen einträglichen Getraidebau. Das Fürstenthum Halberstadt hat größtentheils ein ebenes, zum Getraidebau brauchbares Land. Im Herzogthum Mecklenburg, besteht die Hälfte des Landes, (dies versicherte die dasige Ritterschaft, in einer Vorstellung, welche sie im Jahre 1718, an den Kayserlichen Hof gelangen ließ, um die Abwendung einer ihr zugedachten Contribution zu bewürken) aus einem sandigem Boden, der, selbst bey guter Düngung, die Mühe des Arbeiters nicht belohnt. Die andere Hälfte, giebt etwa den ausgestreuten Saamen, vierfach zurück. Klüvers Geschichte und Frankens Beschreibung dieses Herzogthums, lauten vortheilhafter. Sie behaupten, daß kaum der zehnte Theil des Bodens sandig sey und daß selbst, das allergeringste Sandland, den besten Roggen trage, Der größte Theil des Bodens ist gut und so einträglich, als es nur der Pommersche und Holsteinsche seyn kann. — Wenn er gut bearbeitet und gedüngt wird, trägt er Gerste und Waitzen. Güter, die vor 80 Jahren, 12 bis 20000 Rthlr. kosteten, werden itzt für 60, bis 80000 Rthaler verkauft. Das Herzogthum Holstein, besteht (nicht ganz, sondern nur zum Theil) aus vortreflichen Marschländern — und hat Ueberfluß, an Getraide. In dem Mittelstriche, zwischen Hamburg und Neumünster, finden sich schlechte Gegenden und große Haiden. Im Bischofthum Hildesheim, wird Waitzen, Roggen und Gerste im Ueberfluße, gebaut — und das Herzogthum Sachsen-Lauenburg, führt jährlich ungefär 1000 Lasten Roggen aus. Das Land Hadeln, und die Fürstenthümer Ratzeburg und Blankenburg, haben größtentheils einen guten Boden, den sie auch zu benutzen verstehn. — Die vereinigten Niederlande müssen ihr meistes Getraide, durch ihren Handel und durch Schiffarth herbey zu schaffen suchen, weil sie es selbst nicht bauen können. Sie erhalten das Mehreste, aus den österreichschen Niederlanden, von St. Omer, Hamburg, Bremen, Lübeck, Stralsund, Stettin, polnisch und brandenburgsch Preussen, Curland

und

und Liefland. — Die mehresten Canton der Schweiz, können sich mit ihrem eignen Getraide versehn. Leidet einer derselben Mangel; so hilft der andere ihm. — Das Herzogthum Schlesien, ist größtentheils fruchtbar — und leidet an Korn keinen Mangel. (Vielleicht könnte einigen Lesern des Journ. aller Journale, dieser Artikel, zu langweilig scheinen. Uns schien er darum von ganz vorzüglichen Werthe, weil er würklich einzeln in seiner Art ist und in gedrängter Kürze, eine so zuverläßige Uebersicht, der ländlichen Oekonomie und der Fruchtbarkeit aller europäischen Staaten und Länder liefert, als man sie lange gewünscht hat, aber noch überall nicht besitzt.)

2. Vom Waidbau und dessen Handel in Erfurt und in den Thüringschen Gegenden. Der Waidbau und Handel, war bis zum Ausgange des 16ten Jahrhunderts, ein sehr beträglicher Nahrungszweig für die Thüringischen Haupt-Handlungs-Städte, Erfurt und Langensalze. Nachdem aber der in Ost- und Westindien, aus dem Kraute Anil, verfertigte Indigo, in Deutschland bekannt und und nach und nach, immer wohlfeiler ward, fing dieser Handlungszweig an, sich sehr zu vermindern. Ganz kann indessen der Anbau und Handel, dieses Farben-Materials, wohl niemalen aufhören, weil die Färber keine Blau-Kupe füglich ohne Waid anstellen können. Das einzige Erfurtsche Handlungshaus, des Herrn von Stotternheim, gewann, wie hier durch eine Original-Handlungs-Bilanz, vom Jahre 1617, erwiesen wird, in diesem einem Jahre, durch den Waid-Handel allein, 30508 Fl. 4 Gr. 11 Pf. — Sehr aufrichtig wird hier, die nachfolgende Behandlungsart, dieses schätzbaren Produktes, mitgetheilt. Der Saame desselben, der bey den Gärtnern in Erfurt, zu bekommen ist, wird im Herbste oder Frühjahre, in ein lockeres, wohlgedüngtes und von dem Unkraute durchaus gereinigtes Land gesäet. Die jungen Pflanzen werden demnächst gejätet und wenn sie eine Spann lang sind, mit dem Waideisen, (einem scharf gekrümmten Eisen, mit einem hölzern Hefte) über der Wurzel abgestossen, welches so oft wiederholt wird, als die Pflanze nachwächst. Die auf diese Art erzielete Blätter, werden gewaschen und

daraus

daraus auf folgende Art, die Ballen, oder Kugeln, zum Verschicken und Färben bereitet. Nachdem sie, wie gesagt, gewaschen worden, werden sie auf eigenen Mühlen, die aus einem auf der Erde liegenden gerinnten, großen runden Stein besteht, auf welchem sich ein, mittelst eines auf einer eisernen Spindel und starken Stangen, befestigter, mit einer Querstange versehener, ebenfalls gerinnter, großer runder Stein, durch Menschen oder Thiere umherdreht, gemalen und auf Haufen gelegt, alsdann etwas angefeuchtet und zu kleinen runden Ballen, oder Kugeln, mit den Händen, wie beym Käsemachen, gebildet. Diese Ballen werden dann, auf schräge liegenden Horden getrocknet und abermals angefeuchtet, welches mehrmals wiederholt werden muß.

3. Ueber den Satz: es geschiehet manches ohne daß es sich erklären lasse, wie es zugehe. Dieser Satz wird, wie man weis, sehr gemißbrauchet, um einestheils solche Menschen zu gewinnen, in welchen die gesunde Vernunft, mit der Anhänglichkeit, an alte oder neue Thorheiten kämpft — und anderntheils, um sich selbst zu entschuldigen, wenn man noch den Glauben, an die Possen der Kinderstube nicht ablegen kann, oder auch sich in spätern Jahren verleiten lassen, Dinge für möglich zu halten, die es nicht sind. Die angegebene Würkungen eines vorgeschlagenen Mittels, z. B. kann man läugnen und als falsch verwerfen, wenn 1) dabey ein offenbarer Widerspruch obwaltet, daß das Mittel, die angegebene Würkung hervorbringe. 2) Wenn es wider die Gesetze der Natur streitet, daß aus einer gewissen angegebenen Ursache, eine gewisse ihr zugeschriebene Würkung erfolgen könne. 3) Wenn die Würkung eines vorgeschlagenen Mittels eine allgemeine Erfahrung, die sich auf eine, auf alle vorkommende Gegenstände, richtig gemachte Induction gründet, wider sich hat; so ist diese angegebene Würkung nicht blos unerklärbar, sondern auch falsch. 4) Wenn einer gewissen Ursache unter angegebenen Umständen, eine gewisse Würkung zugeschrieben wird, welche sie doch unter dem nehmlichen Umständen,

aller

aller sicheren Erfahrung nach, noch nie geäussert hat und auch unsern richtig angestellten Versuchen und Beobachtungen nach, nicht hervor bringt; so ist dieses ganze Vorgeben äußerst unwahrscheinlich. Alle diese Regeln, die aber ausser dem Fassungskreyse des gemeinen Mannes, dem sie doch zunächst bestimmt sind, zu liegen scheinen, werden durch Beyspiele erläutert, um sie desto anschaulicher zu machen. Die Würksamkeit aller simpatetischen Mittel, (die wir doch nicht so uneingeschränkt bezweifeln mögten) wird hier gänzlich abgeläugnet. Am Ende kommts doch immer darauf an, was in Ansehung dieser oder jener, unglaublich und selbst unmöglich scheinenden Behauptung, die Erfahrung gelehrt — und diese scheint auch dem Verfasser des vor uns liegenden Aufsatzes heilig gewesen zu seyn.

4. Eine Bemerkung über des Drehen der Schaafe, von Johann Samuel Schröter, Superintendent und Oberpfarrer zu Buttstedt. Als die beste Abhandlung über diesen Gegenstand, wird hier des Herrn Prof. Leske Werk, von dem Drehen der Schaafe und dem Blasenbandwurme im Gehirn derselben, als der Ursache dieser Krankheit, (Leipzig, 1780, 8.) empfohlen und zugleich der Rath ertheilet, mit selbigem des Herrn Pastor Götze Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweide-Würmer, thierischer Körper, S. 248 bis 258. zu vergleichen. Aus beyden, wird hier das Merkwürdigste ausgehoben, und mit den eigenen Bemerkungen, des Herrn Verfassers dieses Aufsatzes zusammengehalten. Am Schlusse wird die Theorie zum Grunde gelegt. — Das Drehen der Schaafe hat seinen Grund, I. in dem Blasenbandwurme des Gehirns, doch II. nicht in diesem allein, sondern auch in der Blutmaße, überhaupt in einem Geschwüre des Kopfes, und in andern hiemit zusammenfließenden Ursachen, auf welche Herr Superintendent Schröter, die Oekonomen ihre Aufmerksamkeit zu richten bittet, um ihn selbst dadurch zu bestimmteren Grundsätzen zu bringen. Er empfiehlt das Aderlassen, weil es nicht nur auf den Blasenbandwurm würkt, sondern auch die

Blut-

Blutmaße, so merklich verringert, daß deren Ersatz, ein wesentlich schnelles Geschäfte der Resorbtion nothwendig macht, um das natürliche Gleichgewicht, in Ansehung der Verrichtung der thierischen Organen, und auch der Wärme selbst, wieder herzustellen. Das von andern empfohlene Reiben der Stirne, verwirft er nicht gänzlich und hält es wenigstens, für ein unschädliches Mittel. Wenn sich ein Geschwür im Kopfe, als der Grund des Drehens ansehen ließe; so räth er, durch Umschläge, oder erweichende Dämpfe, dieses Geschwür zu öffnen und das kranke Thier, von dem ihm lästigen Eiter, dadurch zu befreyn. Nach der Meinung einiger Schäfer, soll diese Krankheit, durch verschiedene Insekten, und namentlich durch die Engerlinge, die ihre Eyer, in die Schleimhaut der Nasenlöcher legen, wo sich dann selbige nach und nach entwickeln, entstehn. Möglich wär es auch, daß sie durch äußerliche Verletzungen, durch Stöße und Schläge verursachet werde. Um selbiger vorzubeugen, wird in Hinsicht der Fütterung der Schaafe, es werde dazu Stroh, oder grünes Futter genommen, eine beständige Abwechselung, eine gute Ordnung und hinlänglich getrocknetes Futter empfohlen. Zuweilen soll man ihnen auch Salz, mit etwas Tobacksasche vermischt, geben — sie der freyen Luft, nicht gänzlich entziehn — zur Winterszeit die Schaafställe einigemal ausräumen — das Vieh im Winter, im freyen Hofe futtern — ihm kein anderes, als gutes reines Wasser geben — die Gefässe, woraus man selbiges tränkt, rein halten — ihm soviel als es trinken will, geben — es aber lieber in den Mittagsstunden, als früh oder abends tränken.

4. **Ueber den Einfluß der künstlichen Luftarten, auf die Vegetation, vom Herrn Hofapotheker Rückert.** Dieser Aufsatz ist durch die, von der Königl. Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen, in dem zweyten Stücke der Annalen (v. J. 1788.) bekannt gemachten Frage: Kann man nicht durch eine künstliche Luftart die Vegetation der Gewächse befördern, es mag nun dieselbe, durch das zum Begießen anzuwendende Wasser, oder

durch

durch die Atmosphäre, ihnen beygebracht werden? — entstanden. Herr R. nahm zween gewöhnliche Blumentöpfe, füllte sie mit einer gleichen Menge, einer guten Gartenerde, legte in beyden, in gleicher Tiefe, drey gleich große und schwere Zwergbohnen, stellte beyde Töpfe, um sich vor jedem Irrthum zu verwahren, nur einige Schuh von einander, begoß die Erde des einen, den er mit den Buchstaben A bezeichnete, mit 6 Unzen distillirten luftgesäuerten Wasser, die des andern aber, welchen er mit B bezeichnete, mit eben soviel distillirten Wasser. In einer Unze des mit Luftsäure geschwängerten Wassers, war hier, so, wie bey allen folgenden Versuchen, ein halber Decimal-Cubikzoll Luftsäure (fixe Luft) enthalten. Beyde Töpfe wurden am 29sten April eingerichtet und ausgesetzt, und schon am 4ten May keimten im Topfe A, dahingegen aber im Topfe B erst am 13ten May, die Bohnen hervor. Den 9ten Junii erhielten die Bohnen im Topfe A Blüthenknospen: die Bohnen im Topfe B erst den 25sten selbigen Monathes. Am 29sten eben dieses Monathes lieferte der Topf A schon eine Bohne, die $3\frac{1}{2}$ Zoll lang war, und am 22sten July war seine Frucht zeitig. Die Frucht des Topfes B aber erst, den 7ten Aug. Der erstere Topf lieferte überdem 25 Bohnenkerne, der letztere aber nur 14. Mit gleicher Vorsicht und Erdart, stellte Herr R. demnächst noch mit sieben anderen Töpfen, die er mit gelben Veilchen und Winter-Levkoyen bepflanzte, noch weitere Versuche an. Vier dieser Töpfe, behandelte er genau, wie die Bohnen: von den drey übrigen diente ihm der eine zu Versuchen mit entzündbarer Luft und luftgesäuerten Wasser — der andere mit entzündbarer Luft und distillirtem Wasser, und der dritte, mit gemeiner Luft und distillirtem Wasser. Das Resultat seiner Experimente ist dieses, daß das Begießen mit luftgesäuertem Wasser, (wozu man die Luftsäure auf verschiedenen Wegen wohlfeil erhalten kann) in jeder Rücksicht den Vorzug verdiene.

7. Vermischte, ökonomische, naturhistorische und andere kurze Nachrichten, Bemerkungen, Anek-

Aneckdoten und Rezensionen. Die nachfolgenden mögten eine vorzügliche Bemerkung verdienen. 4. Man will bemerkt haben, daß eine gewisse Krankheit der Pferde, in welcher sie sich stets herumdrehen, an welcher auch viele sterben, und die man in England Mad staggers nennt, von kleinen Wasserschlangen, einer Art kleiner Blutigel herrühre, die sich in Teichen und Sümpfen aufhalten, und die sich, wenn die Pferde daraus trinken, durch die Nasenlöcher hinauf, ins Gehirn ziehen, und das Drehen verursachen. Auch Gänse und Endten haben auf diese Art gelitten. 6. Die Berner, Genfer und Neufchateller ꝛc. die sich sonst aus Schwaben mit Korn versahen, lassen es itzt aus Sicilien und der Barbarey, (Afrika) kommen. Es wird zu Nizza, in Piemont ausgeschifft, und von da durch Savoyen, auf Saumrossen nach der Schweiz geschaft. In den theuren Jahren (1770 und 71) ließen mehrere Schweizer-Cantons, Getraide aus Egypten über Italien kommen, und befanden sich wohl dabey. Das Afrikanische Getraide ist von vortreflicher Qualität, und hat die Eigenschaft, daß es sich lange aufheben läßt. 12. Durch die von einem Baadenschen Oberforstmeister Herrn von T. erfundene Maschine, die Baumstöcke nebst ihren Wurzeln auszuheben, kann ein Knabe von 12 Jahren, wenn nur ein Mann den Anfang mit dem Drehen gemacht hat, in einer halben Stunde, einen 200 Zentner wiegenden Stock ausheben. 13. Der Herr General von Schiebel, hat eine Hexelbank erfunden, worauf, wenn ein Mann drehet, und der andere das Stroh einlegt, in einer Stunde, ein Schock, das Bund zu 20 Pfund gerechnet, zu einem ¼ zolligten Hexel, auf eine leichte Art geschnitten werden kann. 17. Bekanntmachung der Herzogl. Weimar und Eisenachschen Landesregierung, das Sterben des Rindviehes betreffend. 22. Vorschlag zur Errichtung eines Getraide-Handlungs-Comtoirs, aus des gewesenen Kanzeley-Directors zu Neuwied, nunmehrigen Comitialgesandten zu Regensburg, Herrn von Fischers Schrift, über die Getraidepolizey. (In dieser Schrift wird der

freye Getraidehandel, von dem man wahrlich nicht denken sollte, daß Menschen, die etwas Weiteres, als die Oberfläche einer Sache, zu beurtheilen vermögen, sich seiner annehmen könnten, sehr dringend empfohlen.)

IX. Neue Litteratur- und Völkerkunde.

No. VI.

Junius. 1790.

1. **Geschichte des Pabstes Sixtus V.** Erste Abtheilung, die zwar nichts als eine Menge Mönchsstreitigkeiten und Priesterkünste enthält, aber nothwendig vorangehen mußte, um das Originelle des unruhigen, — immer höher hinanklimmenden, immer nach dem Ideal der dreyfachen Krone greifenden Geistes, des nach Ehre dürstenden **Montalto** zu schildern. Nebenher aber auch noch, deswegen schätzbar, weil es über die Denkart des dermaligen Zeitalters, und der noch itzt unveränderten Römischen Klerisey, viel Licht verbreitet — und ein Product der Meisterhand des Herrn **von Archenholz** ist und folglich seine eigenthümliche Schönheit hat, die man nicht verkennen kann. "Man wird, — heißt es in einer Anmerkung am Schlusse — in der Fortsetzung dieser "Geschichte, den unruhigen ehrgeizigen **Montalto** noch "mehr steigen, und dann, als Cardinal, wieder sehr "tief, fast unter die Würde der menschlichen Natur, "sinken sehn, bis er endlich als Pabst, wie ein Regent "der ersten Größe, am politischen Welthorizonte er"scheint.„ **Sixtus** war auch schon deswegen, einer der merkwürdigsten Päbste, weil die Geburt keines anderen niedriger, als die seinige war. Sein Familienname war Felix **Paretti**. Er ward im Jahr 1521, in der zur anconischen Mark gehörigen Herrschaft Montalto, (von welcher er nachher den Namen annahm) und an dem nemlichen Tage, an welchem die Cardinäle, nach dem Tode Leo des 10ten, sich ins Conclave begeben, geboren. Sein Vater war ein Tagearbeiter in den Weinbergen,

und

und seine Mutter eine Dienstmagd. Von seinen Kinderjahren ab an, hegte er den Wunsch, Pabst zu werden, und gab ihn sogar, wie im prophetischen Geiste, mehrmalen zu erkennen. Er ging seinen Ideen, mit einer solchen Festigkeit und Beharrlichkeit nach, als wenn es unmöglich sey, daß sie nicht realisirt werden können. Uebrigens war es gefährlich, ihn an seine Herkunft zu erinnern, oder ihn sonst zu beleidigen. Er gab in Fällen solcher Art, seine Empfindlichkeit mehrmalen, auf eine sehr fühlbare Weise zu erkennen, war immer unerschrocken, immer voll Muth und Kraft — und immer derselbe.

2. **Briefe aus Canada, geschrieben von einem deutschen Officier, im Amerikanischen Kriege.** (Beschluß.) Wir wollen einige Merkwürdigkeiten aus selbigen ausheben. Die Pferde in Canada, sind eigentlich für dieses Land geschaffen. Sie sind mittelmäßiger Höhe, leicht, stark, und unglaublich hart. In einem starken Trab, laufen sie bergauf, bergab, durch dickes und dünnes, 5 bis 6 Lieus fort. Man kann mit einem solchen Pferde, 12 bis 15 Lieues in einem Tage machen, ohne daß es, ans Fressen gedenkt. Nur des Winters und selten des Sommers, füttert man die Pferde mit Haber. Im Schlitten, fährt man in einer Stunde 2 bis $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen. Caroſſen, Chaisen und überhaupt Wagen mit vier Rädern, giebt es in ganz Canada nicht. In Canots von Baumstämmen oder Birkenrinden, gehen die Canadier von Montreal bis Quebec auf dem Laurenzfluß. Wilde Enten, Schneppen und wilde Tauben giebt es allenthalben in Menge. Bären, Hasen, Muscusratzen und Biber schießt man im Winter. An feinen Weltkenntnissen fehlt es den Canadiern, aber nicht an Fähigkeit, alles zu erlernen. (Ein abermaliges Zeugniß, gegen diejenigen, die der Meinung sind, daß nur der Europäer Fähigkeiten und Geisteskraft habe.) Canada verschickt jährlich verschiedene tausend Lasten Waitzen zu Schiffe. Mit seinen Pferden treibt es einen ansehnlichen Handel, in die Englischen Colonien, und an Rindvieh hat es Ueberfluß. Daß der (wie es hier heißt) berüchtigte General Arnold,

ehemals ein Pferdehändler gewesen, dürfte nicht allgemein bekannt seyn. In dem, zum Vortheile der ehemals sogenannten Amerikanischen Rebellen geendigten Kriege, kommandirte ein Hauptmann Carleton, Neffe des Generals dieses Namens, ein Korps von 800 bis 1000 Wilden. Um sich ihnen gleich zu machen, und sie dadurch zu gewinnen, kleidete er sich vollends, wie sie — bemahlte sich das Gesicht, eben wie sie — und zog, wie sie, einen Ring durch die Nase.

3. Amerigo Vespuzzi, dritte und vierte Seefahrt. (Beschluß) Das erstere dieser beyden Schreiben, ist aus Grinei Descript. Insularum ac regionum veteribus incognit. übersetzt. Am 13ten May 1501 reisete Vespuzius, als er seine dritte Reise unternahm, mit drey Portugiesischen Schiffen, aus Lissabon ab. Er segelte gegen Süden, zwanzig Monathe lang. Die Reise war mit tausendfachen Beschwerden und Gefahren verknüpft. In 44 Tagen hatten beständige Donner vom Firmament, Blitze durchkreutzten die Luft, Regengüsse strömten durch den dicken Nebel, der den Dunstkreis eingehüllt hatte, herab. Schon gaben die Reisenden ihr Leben auf, als sie ein Land erblickten, bey dessen Annäherung sie noch einmal mit Hoffnung erfüllt wurden, und ihrer überstandnen Leiden vergaßen. Die Einwohner einer Landschaft, die zwar nicht genannt, aber so beschrieben wird, daß sie mit dem 8ten Grade der Süderbreite anfängt, und an deren Küste Vespuzius so lange fortgesegelt, bis er 17ten Grad, 30 Minuten von dem Antarctischen Polarkreise entfernt gewesen, wo er 50 Grad der Süderbreite gehabt — fand er sehr wohlgebildet, vom regelmäßigsten Körperbau, kupferfarbig, sehr hurtig zu Fuße, von einer offenen und schönen Bildung, die sie aber selbst verunstalten. Sie durchbohren sich Wangen, Kinnbacken, Nasenlöcher, Lippen und Ohren — und füllen die Oeffnungen oder Lücken, die sie sich schneiden, mit bläulichten oder bunten Steinen, oder mit Crystallen, Alabaster, Elfenbein und weißen Knochen aus, die sie künstlich zu bearbeiten wissen. Die Zierrathen,

then, die sie in die Ohren hängen, sind vom Werth. Es sind entweder Ringe oder Perlen, wie die Aegypter und Indianer haben. Das weibliche Geschlecht ist ausserordentlich wohllüstig, und nimmt, um seinen Wünschen genug zu thun, die schändlichsten Mittel zur Hand. Sie haben keine Wolle und keine Leinwand, folglich auch keine Kleidung — kein Eigenthum und keinen König. Weiber nehmen sie soviel als ihnen gefällt, und Blutsverwandschaft ist ihnen kein Hinderniß der Ehe. Sie verehren keine Götzen, und haben keine Tempel, u. s. w.

4. Die Jahrszeiten der Liebe. Gesungen im Vaurhall, von Mistrs. Kannedy. Von C. F. Kramer.

5. Der Traum der Maynacht, von Karl Reinhard. Zwey artige Gedichte. Das Letztere ist von vorzüglichem Werthe, obgleich es seines kurzen, ängstlichen Sylbenmaßes wegen, hier und da einen herbeygeholten Reim und einzelne Gedanken hat, die der Dichter nicht gehabt haben würde, wenn er sich weitere Fesseln angelegt hätte. Z. B.

Mit meinem Kummer
Allein, allein! —
Da schloß der Schlummer
Der Augenschein ꝛc.

Ferner:

Gewebt aus Strahlen
Vom Morgenlicht
Das aus den Thalen
Der Liebe bricht.

6. Anecdoten aus dem Leben des braven Crillon. Louis Balbe-Berton de Crillon, geboren in der Provence, im Jahr 1541, war der letzte von sieben Söhnen, und bereits in der Wiege, Ritter des Maltheserordens. Als der jüngste Sohn, erhielt er von einem Landguthe, den Namen Crillon, welchen zu führen die ältesten seines Hauses sich zur Ehre schätzen, seitdem der brave Crillon

ihn so berühmt machte. In seinen jüngeren Jahren widmete er sich zu Avignon den Wissenschaften, und machte in denselben nicht geringe Fortschritte: aber sein herrschender Hang zum Soldatenleben entriß ihn sehr jung, dem Umgang der Musen. Sein Vater erlaubte ihm, bey dem Heere des Herzogs von Guise Dienste zu nehmen. — Die erste That, durch die er sich in seiner neuen Laufbahn auszeichnete, trug nicht wenig zu der Eroberung von Calais bey. Er bestieg die Bresche zuerst, ging dem Commandanten der Festung gerade auf den Leib, entriß ihm seine Pike, warf sie in den Graben und wehrte sich eine Weile, ganz allein, gegen die auf ihn eindringende Besatzung, bis er endlich von seinen ihm nachfolgenden Cameraden Beystand erhielt. Heinrich II. beschenkte ihm dieser Heldenthat halben, mit einer ansehnlichen geistlichen Pfründe, deren er demnächst noch mehrere erhielt. So ward ihm nemlich, das Erzbischofthum von Artes, die Bischofthümer von Frejus, Toulon, Senez, Saint-Papoul und die Abtey de l'Isle-Barbe zu Theil. Dergleichen sonderbare Schenkungen, waren der Sitte der damaligen Zeit angemessen. Den Laien wurden geistliche Pfründe ertheilt, die sie durch gemiethete Geistliche, die man Custodines nannte, verwalten ließen. — Bey der Einnahme von Moucontour, ward Crillon verwundet. Karl IX. besuchte den Kranken, und indem er ihm die Hand reichte, die Crillon ehrerbietig küßte, sagte er zu ihm: "Eure Tapferkeit, Euer "Eifer für meinen Dienst, und das Glück, welches immer "Eure Unternehmungen begleitet, sind über mein Lob "erhaben." Er setzte noch hinzu: "Lebt wohl, mein "braver Crillon;" — und von dieser Zeit an, hat er beständig diesen ehrenvollen Beynamen geführt. — Seine Verdienste erweckten ihm natürlicherweise Neider, unter welchen der berühmte Bussi d'Amboise, der sich für einen der tapfersten Ritter des Königreiches hielt, einer der vornehmsten war. Dieser faßte den Entschluß, sich seines Nebenbuhlers durch einen Zweykampf zu entledigen — und fragte ihn also, als er ihm einmal auf der

Gasse

Gasse begegnete, mit einem so stolzen Ton und Blick, den Crillon ungestraft zu ertragen, nicht gemacht war: "Um die wievielste Stunde es sey?„ — "Es ist die "Stunde deines Todes„ — erwiederte Crillon, indem er den Degen zog — und dieser Vorfall würde sicher einem oder dem andern, vielleicht gar beyden das Leben gekostet haben, wenn man sie nicht noch beyzeiten, aus einander zu bringen, so glücklich gewesen wäre. Von nun an, waren beyde, zwar die unversöhnlichsten Feinde; als aber der Herzog von Anjou nach Polen reisete, um von dem ihm angebothenen Throne dieses Reiches, Besitz zu nehmen, und Crillon und Bussy sich in seinem Gefolge befanden, ward der letztere in einer deutschen Stadt, durch welche ihr Weg sie führte, von einigen Edelleuten, in der Absicht zu einer Mahlzeit geladen, um ihn unter den Tisch zu trinken. Er merkte ihre Absicht, fiel mit dem Degen in der Faust über sie her, und verwundete verschiedene derselben. Die Wache eilte herzu, bemächtigte sich des Bussy, und brachte ihn ins Gefängniß. Schon den andern Tag ward ihm der Criminalproceß gemacht, und er zum Tode verurtheilt. Crillon vernahm die Gefahr, worin sich sein Gegner befand — erkannte in ihm bloß den Mann, der durch seinen Muth, ihrem gemeinschaftlichem Vaterlande, Ehre gemacht — vergaß allen Groll — eilte zu den Richtern seines Feindes, und bewürkte durch Flehen, Ueberredung und den Beystand einiger Freunde, dessen Befreyung. Bussy ward durch diesen Aedelmuth seines Gegners gewonnen, beyde umarmten sich, und schwuren sich ewige Freundschaft. — Nach der Entweichung des Königes von Navarra, gerieth ein Herr von Sarvaques in den Verdacht, daß er darum gewußt habe. Der hierüber aufgebrachte König von Frankreich, Heinrich III. schwur in seinem Zorn, daß Sarvaques diese Verrätherey mit seinem Kopfe bezahlen solle, und daß derjenige, der diesem Treulosen davon Nachricht geben würde, mit seinem Kopf für die Flucht desselben verantwortlich seyn müßte. Demunerachter benachrichtigte Crillon, dem Herrn von Sarvaques von der Ge-

fahr, die ihm drohete — der durch die Flucht, dem Tode entrann. Der König gerieth auf den Gedanken, daß Crillon, dem Entwichenen von seinem Unwillen, Nachricht ertheilt — ließ ihn rufen und fragte ihn, ob er ihm nicht anzeigen könne, wer den Hrn. von Servaques seiner Rache entrissen? "Kennt Ihr diesen, Crillon?„ — fragte der König. "Ja, Sire! — antwortete der Held — ich "kenne ihn!„ — "Nun gut — fiel der König ihm hitzig ein — "so nennt ihn mir denn!„ — "Nie werde ich "der Angeber von irgend Jemanden seyn, als von mir "selbst, — erwiderte Crillon — aber, die gerechte Be"sorgniß, daß ein Unschuldiger das Schlachtopfer von "Ew. Majestät Empfindlichkeit werden könnte, befiehlt "mir, Ihnen den Strafbaren auszuliefern. Ich, Sire! "ich bin derjenige, den Sie bestrafen müssen — derje"nige, der sich für den Mörder des Servaques gehalten "haben würde, wenn er ihm ein Geheimniß verschwie"gen hätte, von welchem sein Leben abhing!„ — Der König schaute ihn an, und konnte sogar eine geraume Weile kein Wort hervorbringen. Endlich brach er in folgende Worte aus: "Da es nur einen Crillon in "der Welt giebt; so läßt es meine Gnade nicht zu, an "ihm ein Exempel zu statuiren!„ — Heinrich III. wollte den Herzog von Guise meuchelmörderischer Weise aus dem Wege räumen lassen, und wendete sich dieserwegen an Crillon, der den König anfangs nicht recht zu verstehen schien. Als dieser sich aber näher erklärte, fiel Crillon ihm in die Rede. "O, Sire! — sagte er — "fahren Sie nicht fort! Erlauben Sie mir vielmehr, "weit entfernt vom Hofe, darüber zu erröthen, daß mein "König, für den ich tausendmal das Leben lassen wollte, "mir einen Befehl ertheilt, der, wenn ich niederträchtig "genug gedacht hätte, ihn zu vollstrecken, mich sicher und "gewiß um seine ganze Hochachtung gebracht haben wür"de!„ — "Genug davon! — versetzte der König — "ich kenne Euch, und vergebe es Euch, daß Ihr mir eine "abschlägige Antwort ertheilt, die ich nur bloß Eurer gar "zu strengen Gewissenhaftigkeit zuschreibe!„ — Im

Jahr

Jahr 1592 vertheidigte Crillon Guilleboeuf sehr tapfer, gegen das Heer der Ligue. Die Belagerer foderten ihn gleich anfangs zur Uebergabe des Platzes auf, denen er aber keine andere Antwort ertheilte, als diese: "Crillon "ist drinnen — und der Feind draussen!„ — Im Jahre 1601 legte er alle seine Chargen nieder, und begab sich nach Avignon, um dort alle Freuden einer ruhigen Lebensart zu geniessen, und seine meisten Stunden frommen Beschäftigungen zu widmen. Er zeigte nun für den Dienst Gottes den nämlichen Eifer, den er so oft für das Interesse seines weltlichen Oberherrn gezeigt hatte. Der tragische Tod des Königs, Heinrich des IV., den er in seiner Einsamkeit vernahm, verursachte ihm den lebhaftesten Schmerz und versenkte ihn in eine Melancholie, die bis an seinen Tod, seine noch übrigen Tage trübte. Oft überraschte man ihn, wenn er, in Thränen zerfliessend, Heinrichs Namen aussprach. Seine Gesundheitsumstände fingen nach und nach an, schwächer zu werden, und sein von Wunden bedeckter Körper, versagte ihm endlich allen Dienst. Auf seinem langwierigen Krankenlager mußte er die heftigsten Schmerzen ausstehen, die er doch bis an sein Ende mit vieler Standhaftigkeit ertrug, bis endlich der Tod, am 2ten Decemb. 1715, seinem Leben ein Ende machte.

(Der zu diesem Stücke der Litteratur- und Völkerkunde gehörige Anhang, liefert eine Nachricht, von einer, vom Hrn. Prof. Hufeland zu Jena veranstalteten Uebersetzung der Considerations sur les Gouvernements par M. Mounier &c. und des Exposé de la Conduite de Mr. Mounier dans l'Assemblée nationale --- ferner eine Nachricht des Hrn. Kriegsrath Cranz zu Berlin, seine Schriften betreffend, --- eine beurtheilende Anzeige der Verlags-Artikel der Gräffischen Buchhandlung --- und ein Verzeichniß verschiedener ansehnlichen Werke, welche die Severinsche Buchhandlung in Weissenfels unter der Hand zu verkaufen wünscht.)

X. Deutsche Monatsschrift.

August, 1790.

1. An den Friedens-Congreß zu Reichenbach. Mit dem Motto: Jamais projet plus grand, plus beau, ni plus utile n'occupa l'esprit humain, que celui d'une Paix perpetuelle & universelle entre tous les peuples de l'Europe, aus dem Rousseau — und der Unterschrift: Von einem brandenburgis. Patrioten. (In der That, die preußischen Musen sind Damen, die die Kunst verstehn, sich in Falten zu legen! So lang der verstorbene König regierte, sangen sie nichts als Grenadier- und Husaren-Helden-Kriegs- und Siegs-Lieder. Seitdem Friederich Wilhelm, der Friedfertige, herrscht, besingen sie nichts als den Frieden!) Dieses Gedicht ist nicht nur nach einer guten Anlage, sondern auch mit dichterischer Kunst bearbeitet. Letzteres mag diese Strophe beweisen:

Wie? Sah ich, sah ich Gegenwart?
Oder zaubert ein lieblicher Traum
Mir ferne Zukunft herbey?
Sind sie endlich, die Zeiten, gereift,
Wo ein ewiger Friede
Europa's Völkern lacht?
Soll, Ihr Weisen und Aedlen,
Der größte freundlicher Königsgedanken
Hier zur That zu werden beginnen?

2. Ueber Freyheits-Revolutionen. Von Herrn Hofrath Heyne in Göttingen. Aus einer statt der Einleitung dienenden Note sieht man, daß dieser Aufsatz aus dem Lateinischen — und zwar mit Vorwissen und Beystimmung des würdigen Herrn Verfassers, übersetzt und hier abgedruckt sey. Die französische Revolution hat zu selbigem, wie man ohne Erinnern bemerkt, die erste Veranlassung ertheilt — und wir waren voll Verlangen zu erfahren, wie ein Mann, von Herrn Hofraths Heyne Einsichten und Verdiensten, über selbige urtheilen werde.

Ob-

Obgleich wir hier und da, einen Wink von ihm erhalten, der uns hinreichend verständiget, daß Menschenrechte und vernünftige Freyheit, ihm heilig, Unterdrückung und Despotismus aber, ihm verhaßt seyn; so erklärt er sich doch nicht so freymüthig und offen, als wir es, verschiedener Ursachen wegen, wahrlich gewünscht. Freilich aber machten wohl, gewisse Verbindungen es ihm zur Pflicht, nicht alles zu sagen, was er dachte — und in Fällen solcher Art, ist es allerdings der Klugheit angemessen, nur bloß errathen zu lassen, was man denkt und auch laut sagen würde, wenn es der bösen Menschen weniger gäb. Doch näher zur Sache. Herr H. nennt das Benehmen der französischen Nation, die er (mit vollem Rechte) unter die ersten Völker Europa's rechnet — dieser Nation, die sich bisher von einem Monarchen oder (wie er sehr richtig hinzusetzt) vielleicht von den Günstlingen, von welchen er abhing, ohne Widerspruch regieren ließ — und nun auf einmal das Panier der Freyheit aufsteckt eine Erscheinung, die allerdings würdig ist, Aufmerksamkeit zu erwecken. Indessen fährt er fort, geschieht nichts Neues unter der Sonne. Es ist daher natürlich, daß uns diese Begebenheit, auf ähnliche Begebenheiten der Vorzeit zurückführt — und da Beyspiele aus der alten Geschichte den Vortheil haben, daß unser Urtheil darüber desto freyer seyn kann; so stellte Herr H. hier einige Beyspiele, solcher Völker aus dem Alterthum dar, die sich zur Wiederherstellung ihrer Freyheit vereint. Diese Völker selbst, hatten von diesen Freyheits-Revolution selten großen Vortheil. Dieser Vortheil blieb gewöhnlich, unter einigen Wenigen. Der übrige Haufe, der unter seinen vorigen Herrn, der Plackereyen und Unterdrückungen gewohnt worden war, fand bey der neuen Ordnung der Dinge, selten ein besseres Schicksal. Sehr richtig und einfach, wird hier der erste Ursprung, unserer itzigen Verfassung, so detailirt: "Welcher Gedanke both sich in "der Kindheit der Menschen, wohl natürlicher dar, als: "eben so wie eine Familie ihren Hausvater und Herrn "hatte, für ein Volk, das sich bildete, sich, es sey un-

"ter

"ter welchem Nahmen es wolle, einen König zu wäh-
"len?„ — Bald aber war es nothwendig, sobald sich die Herrschaft über ein Volk, in Eines Händen befand, daß man, wenn auch Ehrgeitz, oder Habsucht nicht dazu angefeuert hätten, wider die List, oder Gewalt Anderer, durch größere Macht als sie besaßen, sich ein Uebergewicht über sie zu verschaffen. "Sich diese Macht zu verschaffen,
"wählten sie die ersten besten Hülfsmittel, suchten andere
"Könige mit Gewalt und Unrecht zu überwältigen, rot-
"teten bald Völker aus und bemächtigten sich ihres Eigen-
"thums — bald machten sie sich dieselben unterwürfig
"und zu Sklaven, um so durch ihre Zahl größer und
"mächtiger zu werden. Die Menschen lassen sich nicht
"leicht von einer Wahrheit — so sehr sie auch in die
"Augen springt — schwerer überzeugen, als daß der
"wahre Reichthum eines Volks, in dem besteht, was
"es sich durch seine eigene Thätigkeit und Klugheit
"erworben hat — daß hingegen Reichthümer, die
"es mit Unrecht gewonnen hat — und wenn es die
"Schätze beyder Indien wären, weder von Dauer,
"noch von wahrem Vortheil zu seyn pflegen.
"Ueppigkeit und Geitz sind ihre gewöhnliche Begleitung —
"die sichersten Mittel, ein Volk zu Grunde zu richten.
"Es ist die beständige und allgemeine Sitte aller barba-
"rischen Völker gewesen, und ist es noch, bis auf den
"heutigen Tag, bey eigener Unthätigkeit, wie die Hum-
"meln, den Honig der Bienen, den Schätzen nachzu-
"stellen, die sich andre gesammelt haben, sich mit fremden
"Gut zu bereichern, und von den Früchten fremder Thä-
"tigkeit und Arbeit zu leben„. (Hier folgen noch vor-
treffliche Gedanken, über die Meinung, daß die europäi-
schen Völker der Barbarey gänzlich entsagt, — über den Gedanken, daß es der Plan großer Reiche seyn müsse, ihre Nachbaren zu schwächen, und über die Tollhausidee,
"daß nur der erst ein großer und mächtiger Regent sey,
"der, nachdem erst seine Politik alles durch einander
"gewirrt, und das Vermögen seiner Unterthanen, zur
"Bestechung fremder Großen und Günstlinge verschwen-

"det

"det hat, der Mordbrenner von Europa geworden
"ist.) Aus den Unterjochungen fremder Völker —
fährt der allgemein geschätzte Verfass. des vor uns liegen-
den Aufsatzes fort, — "entstand nun natürlich Unmuth,
"das Joch zu tragen; Sehnsucht, nach der entrissenen
"Freyheit, und Bemühung, sie wieder herzustellen.„
Das ist also die erste Quelle des Wunsches nach Freyheit,
der, solang er sich, in den von der Klugheit und Ordnung
ihm angewiesenen Grenzen erhält, unmöglich strafbar seyn
kann, weil er der ganzen Schöpfung, der vernünftigen
sowohl als der unvernünftigen, eben so eigen und eben
so unvertilgbar ist, als das Verlangen, seinen Hunger
und Durst zu stillen, und sich vor Unglück und Tod zu
verwahren. "Nicht weniger ---- dies ist eine zweite
Veranlassung des sich mehrmalen äussernden Dranges,
sich der Fessel zu entlegen, die die Barbarey geschmiedet,
und die Tyranney den Ueberwältigten angelegt hatte, —
"strebten andere nach Freyheit, die zwar unter einem
"rechtmäßigen Könige lebten, aber von seiner Grausam-
"keit, seinem Geitze und seinen Ausschweifungen litten
"und mitgenommen wurden. Drittens sagt man auch
"von einem solchen Volke, es setze sich in Freyheit,
"das einen König, der nicht durch seine Stimmen, noch
"durch Gesetze und Recht gewählt ist, oder von Vorfahren
"abstammt, die durch Gewalt und List sich der Herrschaft
"bemächtigten, von der Regierung ausschließt.„ Mit
gänzlicher Hintansetzung alles Vorurtheils und aller Lei-
denschaft, wird hier im ruhigsten und adelsten Tone er-
wiesen, daß bey diesen dreyfachen Bestrebungen nach Frey-
heit, der Erfolg gewöhnlich nicht so glücklich gewesen,
als man gehofft. Das war aber nicht der Fehler dieser
Bestrebungen selbst, sondern der Menschen, die sich be-
strebten. Nur wenige wissen sich ihres Glücks zu bedie-
nen. Richtige Grundsätze von der bürgerlichen Gesell-
schaft gehören zu den Wissenschaften, die sich am spätesten
unter den Nationen ausbilden. "Wer muß sich nicht
"wundern, daß die Rechte der Menschheit, die jedes
"Volk und jeder Mensch zuerst wissen müßte, durch die
"Kunst-

"Kunstgriffe des Despotismus, die Finsternisse "des Aberglaubens und langen Sklaverey so ver- "dunkelt worden sind, daß man sie kaum endlich "in unserm Jahrhundrrt frey und öffentlich sagen "darf!„ — Diese Idee wird nunmehro weiter entwickelt, aus einander gelegt — und durch das Beyspiel der Freyheits-Bestrebungen der Meder, der Kappadocier, der Juden und Perser, der Aegypter, des alten und neuen Orients, der Parther und Jonier, — ihre untrügliche Wahrheit erwiesen. Was Hr. H. von den Tyrannen der griechischen Geschichte sagt, daß nämlich, wenn man ihre Versuche, Cabalen, Grausamkeiten — und hinwiederum die Verschwörungen, gegen sie und ihre Ermordungen und Verjagungen aus den Jahrbüchern derselben ausstreichen wollte, ein großer Theil ihrer Geschichte so gut als vernichtet seyn würde ---- das ließ sich wahrlich von der Geschichte überhaupt sagen. Aus den untersten Schachten der griechischen und römischen Geschichte hohlt Hr. H. einen Schatz von Bemerkungen hervor, der billig in den Händen, oder vielmehr in dem Kopfe und Herzen aller derjenigen seyn sollte, die über Begebenheiten der neueren Zeit mitreden wollen. Es ist uns nicht möglich, hier etwas, zur Verbreitung dieser wahrlich sehr lehrreichen Beobachtungen beyzutragen, da der Raum uns dieses verbietet. Am Schlusse der vor uns liegenden vortreflichen Abhandlung behauptet Hr. H., daß diejenigen Völker immer noch die glücklichsten seyn, die in einer, übrigens auch wie sie wolle, modificirten, eingeschränkten Monarchie leben, wo die Regenten durch gute Gesetze und Einrichtungen ihre Bestimmung angewiesen finden, und gesunde Grundsätze, über Saatsverfassung, gemeines Beste und Rechte der Menschheit, wenigstens unter den Großen der Nation ausgebreitet sind. Etwas Aehnliches ist zwar mehrmalen behauptet, und wir sind auch weit von dem Gedanken entfernt, dieser Behauptung gerade entgegen zu seyn; aber das wird uns doch auch eingeräumt werden müssen, daß wenn der Wohlstand, die innere Ruhe und die äussere Sicherheit eines Volks, über

dessen

dessen Glückseligkeit entscheiden, es eben so viele, wo nicht mehrere Republiken, als Monarchien gebe, denen man es nicht abstreiten kann, daß sie sich in einer glücklichen Lage befinden. Und warum sollte das auch nicht seyn? Ist nur die obere Gewalt, (diese heisse nun, wie sie wolle, und sey in einer einzigen Menschheit vereint, oder den Händen mehrerer Individuen anvertrauet,) auf eine oder die andere Weise, durch weise Gesetze oder durch andere angemessene Einrichtungen beschränkt, das heißt, kann sie nur nicht über die Wohlfahrt und das Leben ihrer Unterthanen, nach freyer Willkühr gebiethen --- kann sie nur nicht Schurken, und Strassenräuber erhöhen, um Rechtschaffene zu vernichten — Bösewichter adeln, und freymüthige Vertheidiger der Unschuld in Fesseln schlagen, --- warum sollten denn diejenigen, die dieser, solchergestalt beschränkten oberen Gewalt gehuldiget haben, der Staat, in dem sie wohnen, heisse übrigens, Republik oder Monarchie, oder wie er sonst wolle, so glückselig seyn können, als gehorsame und friedfertige Bürger eines Staates, es zu seyn verdienen. Der Name entscheidet überhaupt, nie über die Sache. Er ist nichts, als ein willkührlicher Stempel, den man ihr aufgedruckt hat, um sie von andern Dingen unterscheiden zu können, mit denen sie einige Aehnlichkeit hat. Die innere Einrichtung eines Dinges, dessen Zweck — Absicht — Brauchbarkeit — und Gemeinnützigkeit, das sind die alleinigen Punkte, auf welche man, bey der Beurtheilung seines Werthes, Rücksicht zu nehmen hat — und wer selbige verfehlt, der kann der Gefahr zu irren, unmöglich entgehn.

3. Historischer Patriotismus. Eine Anekdote aus dem Strabo. Ephorus, ein griechischer Geschichtschreiber, schrieb die Geschichte seines Vaterlandes. Er war aus Kuma, oder Cyme, einer unbedeutenden Stadt in Griechenland gebürtig, die an den großen Begebenheiten, welche der Geschichtschreiber schilderte, fast gar keinen Antheil genommen hatte — und wollte doch demunerachtet gern ihrer, bey jeder Gelegenheit gedenken,

ken, um auch ihr einige Wichtigkeit zu ertheilen. Er schloß also jede Erzählung jener Denkwürdigkeiten, mit den Worten: "Die Einwohner von Kuma hingegen, "blieben bey allen diesen großen Begebenheiten — ganz "ruhig!„

4. Die Völkerstimme. An Herder. Herr Herder, war in seinem Buche: Auch eine Philosophie der Geschichte, zur Bildung der Menschheit ꝛc. von dem Satze ausgegangen, "daß alle Untersuchungen über das Men"schengeschlecht uns immer mehr auf den Ursprung dessel"ben von Einem zurückführen.„ Herr Meiners, scheint, aus den historischen Sammlungen, über Sitten und Character der Völker, die er, in seinem Magazin, aus seinem reichen Vorrathe, dem Publiko vorlegt, das Resultat zu folgern: "daß man wenigstens zwey ursprüng"lich verschiedene Menschenstämme, den kaukasischen, "wozu die celtischen und slavischen, und den mongoli"schen, wozu die mongolischen und kalaykischen Völker"schaften gehören, annehmen müsse.„ Der Verfasser des vor uns liegenden, in die Form eines Dialogs gebrachten Aufsatzes, sucht theils aus den täglichen Beobachtungen über die Menschen um sich her, theils aus Herrn Meiners Angaben und Urtheilen selbst zu beweisen: "daß ihm aus jenen Voraussetzungen, dieses Resultat "nicht zu folgen scheine.„ Er denkt sich also einen Freund, den er Menander nennt. Diesen trift er, bey dem zweyten Theile des Göttingischen historischen Magazins an. In der Hand hält er dasjenige Blatt der Göttingenschen Zeitung, worinn das Buch! "Thomans, "ehemaligen Jesuiten und Mißionars in Asien und Afrika, "Reise- und Lebensbeschreibung, Augsburg, 1788.„ recensirt ist. Menander wundert sich darüber, daß alle — wohl zu merken — auch erst hinterherkommende Reisebeschreibungen, so übereinstimmend mit Herrn Meiners Behauptungen sind — und beruft sich auf die, in seiner Hand sich befindende Recension, die ausdrücklich versichert, daß der ehrwürdige Vater Thomans, die Neger gerade so und nicht anders geschildert habe, wie

sie

sie von allen übrigen uneingenommenen und fähigen Beobachtern, von jeher geschildert worden. Kriton, (worunter der Verfasser des Aufsatzes sich selbst versteht) glaubt, daß Herr Meiners jene Recension, wohl selbst abgefaßt haben könne, um seinen Hypothesen, dadurch ein neues Gewicht zu ertheilen, und nimmt die Parthey der Neger, gegen den obgenannten Jesuiten, und seinen Freund und Bewunderer, den Göttinger Recensenten. Mit vieler Laune, dabey aber, zumalen da, wo es nöthig ist, mit Scharfsinn, Ernst und Würde, zeigt er das Oberflächliche, Widersprechende und Seichte, jener beyden verbrüderten Feinde, der ohnehin genug verfolgten, unterdrückten und gemißhandelten Neger. — Ihrer Behauptung, daß diesen Unglücklichen, entweder gar nicht, oder doch sehr schwer, das Schreiben und Lesen beyzubringen sey, wiederlegt der ädle Kriton so: "Also ein Neger lernt nicht "leicht das Schreiben und Lesen. Folglich wie's scheint, "lernen's doch manche. Das erst. Und dann, wie hat "man's die übrigen gelehrt? Welche Sprache, welche "Character? Was sollten sie damit? Und wie machte "man ihnen begreiflich, was sie damit sollten? Machte "man die Versuche mit Erwachsenen, oder mit Kindern? "Was hatten sie für Vorbereitungen, um solche Kunst "zu lernen? Wie waren ihnen die Sinne geöfnet, der "Verstand angeregt, die Sprachorgane entwickelt, die "Hand zu diesen unendlich feinen Bewegungen gebildet? "— Und dann vollends das Christenthum? das Christen"thum eines Jesuitischen Mißionairs? Ein Christen"thum, das wahrlich Sie so wenig als ich begreifen "würden? Vielleicht Schultheologie, scholastische Spitz"fündigkeiten, mißverstandne Mataphern, mit Mißi"narenwitz in Mosambiquische Sprache übersetzt? Hoffen "Sie damit eine Idee in eine Menschenseele zu bringen?„ Die Neger in Monomotapa fressen alles ohne Unterschied, Meerpferde, Elephanten, stinkende Fische und Fleisch. — Auf diesen Vorwurf antwortet Kriton, daß er es gar nicht sonderbar finde, daß eine Nation die Producte ihres Landes genieſſe — daß ein junger Elephant, oder Hippo-

potamus, ein eben so zartes Fleisch haben könne, als ein Hummer oder Stör, oder eine zehnjährige Kuh, die doch alle von den ädlen celtischen Nationen genossen werden — und daß selbst der Umstand nicht bewundernswürdig sey, daß ihre Fische und ihr Fleisch erst übelriechend seyn müsse, um ihnen genießbar zu scheinen, da auch wir die Hasen vierzehn Tage hangen lassen, wenn sie in 8 Tagen noch nicht denjenigen hohen Geschmack erhalten, denn wir von ihnen verlangt. Menander thut gelegentlich der europäischen Aufklärung Erwehnung — und wundert sich, daß das Licht derselben so wenig auf das Aug der dumpfsinnigen Neger gewürkt. "Das Licht der Aufklärung? — fällt Kriton ihm ein — "das weis Gott, wie hell ihnen "das schien! Was sind denn die Europäer zu Meriko "und Brasilien, zu Goa und Surate, auf dem Cap und "Batavia, auf den moluckischen und philippinischen Inseln? Was sind denn die meisten Europäer, die wir "ihnen zugeschickt haben? Missionaire, die nicht "wußten, daß der Mensch auch einen Leib — und "Kaufleute, die nicht wußten, daß er auch eine "Seele hatte, — Naturforscher, die aus bloßer Neu"begierde reiseten, — Gouverneurs, die sich so wenig "um Religion als Gerechtigkeit — und Glücksritter, "die sich weder um Verstand noch um Menschlichkeit be"kümmerten, — Soldaten, die nach Beute hungerten, "und Matrosen, die, das Fluchen ausgenommen, eben "so viel von den Monomotapanern hätten lernen können, "als die Monotapaner von ihnen, und — um alles "Abscheuliche in einem Worte zusammen zu drängen — "Sklavenhändler — sogar Sklavenhändler haben die "Europäer zu ihnen geschickt! — Und nun legen wir "noch gar bey den Antipoden Diebs- und Räuber-Colo"nien an, um Europa seinen völligen Glanz zu ver"schaffen!„ Sehr fein ist diese Bemerkung. Herr Meiners hatte behauptet, daß man von den Wilden nicht das Bild des ursprünglichen Zustandes der Menschen abziehen könne, und daß sich diese Völkerschaften, nicht in ihrem natürlichen Zustande, sondern in dem

Zustande

Zustande der höchsten Ausartung und Verwilderung befänden. "Ich muß gestehen — läßt der Verf. dieses Dialogs, seinen **Menander**, den Vertheidiger des Hrn. Meiners sagen — "Herr **Meiners** fängt mir dadurch "an, sich selbst stärker zu widerlegen, als irgend jemand "vermochte. **Wenn diese Völker, durch einen Zusam-menfluß der ungünstigen Umstände, das gewor-den sind: wozu denn die ursprüngliche Verschie-denheit?**" — Den Ausdruck **ursprüngliche Verschiedenheit**, nimmt **Kriton** nunmehro in eine nähere Untersuchung. Er fragt: Soll darunter, die bey den Nationen, in dem Zeitpunkte, da sie sich zu eigenen Völkern bildeten, sich zu Tage legende Verschiedenheit gemeint seyn? Soll dieser Ausdruck, soviel sagen, als: Verschiedene Stammväter der verschiedenen Völkerstämme? Soll er endlich heissen: Verschiedene Schöpfungen? Verschiedene vom Schöpfer unmittelbar hergebrachte Menschenpaare? Diese Fragen, die er sich selbst vorlegt, geben ihm zu vortreflichen Bemerkungen Gelegenheit, derer wir aber nur im Allgemeinen Erwehnung thun können. Der Verfass. dieses Aufsatzes hat, weil er sich als ein Mann zeigt, der mit dem menschenfreundlichsten Herzen und dem scharfsichtigsten Blicke, eine ausgebreitete Kenntniß der Welt, der Menschen und der in unsern Tagen so sehr vernachläßigten, allein zu richtigen --- ewigfeststehenden Grundsätzen leitenden Schluß- und Disputirkunst verbindet — vier Eigenschaften in sich zu vereinbaren gewußt, die man selten in einem und dem nämlichen Gegenstande vereiniget findet. Er spannt also, da er noch fernere Beobachtungen über Hrn. **Meiners** Hypotheses anzustellen verspricht, die Erwartung des Publicl hoch. Wenn unsere Bitte aber etwas über ihn vermag; so theile er uns das Fernere, nicht in der dialogischen Form, die manche Unannehmlichkeiten und Schwürigkeiten hat, sondern lieber in der weit einfacheren und natürlicheren eines Briefes, oder auch einer regelmäßigen, ohne alle erkünstelte Einkleidung abgefaßten Abhandlung mit. Herrn **Meiners** wünschen wir, daß die mannigfachen Einwürfe

welche die Critik, (oder wenn man lieber will, die fühlbare Menschheit,) ihm bereits gemacht hat und ferner machen wird, ihre Absicht nicht verfehlen und ihn bewegen mögen, denen ihm wahrlich selbst am mehresten schadenden Ideen, die er in Hinsicht der hülfsbedürftigen Bewohner der entferneteren Welttheile gefaßt hat — und die er (der Himmel mag wissen, welcher Ursachen halben) zu verbreiten sucht — selbst zu entsagen. Ein solches Opfer machte seinem Herzen und seinen Einsichten Ehre, und würde manchen, der seinen Bestrebungen, diejenigen Millionen, die schon ohnehin genug gehaßt, verfolgt und von dem eisernen Joche der höheren Gewalt niedergebeugt sind, noch tiefer herabzuwürdigen, nicht ohne inneren Verdruß und Kummer zusehn, wieder mit ihm versöhnen.

5. An den König Leopold, bey seiner Ankunft in Wien, im März, 1790.

Wirf Schild und Lanze weg und Schwerdt und Feldpanier,
O Leopold, und nimm dafür
Die Sichel und des Pflugs geschliffnes scharfes Eisen —
Und o — mit diesem schaffe Dir,
Auf Deinem Königsthron, den Namen eines Weisen,
Der zehnmal schöner ist, und eine beßre Zier,
Als jener eines Kriegeshelden,
Der an den Saven und den Schelden,
Mit Menschenblut geströmt zu schwer erworben wird!
Sey Deiner Heerden guter Hirt! u. s. w.

Dies Gedicht ist von Gleim — und also nimmt auch dieser Altvater unserer vaterländischen Dichter, friedsamere Gesinnungen an, als er ehemals gehabt. Heil ihm und ungestörte Ruhe, um den Lorberhayn, der dereinst seinem späten Grabhügel, Schatten verleiht! Keines Kriegers Fuß, zertrete die Blümchen, die aus diesem Hügel hervorsprießen werden — keines Helden blutige Faust, zerreiße den Epheu, der sich an seiner Urne hinaufranken wird!

6. Kurze Geschichte der Schule zu Kloster-Bergen. Sie ist entlehnt aus Henrici Meibomi Chronico Bergensi, und aus eines Anonymi Chronico Magdeburgensi, welche man in Meibom. Script. rerum Germanicarum, und zwar die erste im dritten Theile, S. 188. und die andere, im zweyten Theile, S. 269. findet; desgl. aus Lenzens diplomatischer Stifts- und Landeshistorie von Magdeburg. Die neuern Nachrichten sind entweder von Augenzeugen, oder aus glaubwürdigen, größtentheils ungedruckten Aufsätzen. Die Schule, von der hier die Rede ist, ist gewissermaaßen so alt, als das Kloster selbst, das im nördlichen Deutschland, eines der ältesten ist. Es war ein Benedictiner-Kloster — und die Benedictiner mußten nach ihren Ordensregeln sich besonders auch mit Erziehung und Unterricht der Jugend beschäftigen. Kayser Otto der Große, legte es seiner ersten Gemahlinn Editha aus England zu Gefallen im J. 937 anfänglich in Magdeburg, auf der Stelle an, wo itzt die Domkirche steht. Er widmete es besonders dem heil. Moritz, und bestimmte es unter andern, auch zur Beförderung der Ausbreitung des Christenthums unter den Wenden. Der erste Abt war ein Benedictiner, namens Anno, aus dem Kloster Maximin zu Trier, welcher noch zwölf andere geschickte Männer, aus diesem Kloster mitnehmen, und mit ihnen eine Schule, in dem neuerbauten Kloster anfangen mußte. In der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts fing man in Bergen, wie in andern Klöstern der Benedictiner an, die Wissenschaften ganz zu vernachläßigen, sie den neuentstandenen Bettelmönchen zu überlassen, und sich dagegen ganz, einer unwürdigen Faulheit und ausschweifenden Lebensart zu ergeben. Daher findet man auch von dieser Zeit an, bis gegen die Zeiten der Reformation keine Spur in der Geschichte, von der Fortsetzung der Schule, oder von Gelehrsamkeit und Beschäftigung mit den Wissenschaften im Kloster-Bergen: wohl aber die bittersten Klagen über schlechte Wirthschaft der Aebte, über Ungebundenheit und Ausschweifungen der Mönche, wodurch

das Kloster so sehr in Schulden gerieth, daß der 25ste Abt Johannes, eine goldne Tafel verkaufen, und der der 27ste Abt Heidolf, eine Glocke den Juden überlassen mußte. Der 42ste Abt Hermann aber brachte das Kloster und die dazugehörige Schule, wieder empor, und erwarb sich dadurch ein unvergeßlichs Verdienst. Zur Zeit der Reformation ward das Kloster, (im Jahre 1525) rein ausgeplündert, und im Jahr 1549 kurz vor der Belagerung Magdeburgs, durch Kurfürst Moritz, von den Magdeburgern ganz niedergerissen und der Erde gleich gemacht. Der 49ste Abt Peter Ulner, nahm im Jahr 1565, mit seinem Convent die protestantische Religion an, und bauete das Kloster sogut, als er konnte, wiederum auf. Die Schule verbesserte sich seit dieser Zeit von Jahren zu Jahren, und ist als eine der allerersten Schul- und Erziehungsanstalten für den jungen Adel und den angesehenen Mittelstand anzusehn. Unter dem Abte Breithaupt (vom Jahr 1709 bis 1732) wurden 181 Jünglinge in selbige aufgenommen, und die Zahl der Lehrer mußte man von Zeit zu Zeit verwehren. Im Jahr 1732, ward der damalige Superintendent Steinmetz, in Neustadt an der Aisch in Franken, zum Abte berufen. Von ihm wird gesagt und erwiesen, daß er sich um die Kloster-Bergsche Schule unsterbliche Verdienste erworben, ihr den ausgebreitesten Beyfall, den ausgezeichnetsten Ruf, die glänzendste Frequenz, und dabey auch einen vorzüglichen inneren Werth zu verschaffen gewußt. Die Anzahl der zu Bergen studirenden Jünglinge nahm unter ihm bald so sehr zu, daß die damaligen Klostergebäude sie nicht mehr fassen konnten — und es mußte also ein großes und ansehnliches Schulgebäude, neu aufgeführt werden. Seit dem Jahre 1738, wurden jährlich 40 bis 50 und mehrere neue Schüler angenommen, und es studirten gewöhnlich zu Bergen, mehr als 150 junge Leute von Adel und von angesehenen bürgerlichen Familien zugleich. Vom Jahre 1732 bis zu Steinmetzens Tode, (1762) sind in allem, 930 Jünglinge aufgenommen worden. In dieser Epache wurden daselbst Männer gezogen,

zogen, die sich demnächst zu den wichtigsten Posten und Bedienungen erhoben, als z. B. der ehemalige preußische Minister von Hagen, der noch lebende preußische Minister, Graf von Schulenburg-Kähnert, Herr Hofrath Wieland, Herr Consistorialrath Steinbart, Herr Hofrath und Bibliothekar Adelung in Dresden, Herr Oberconsistorialrath Silberschlag, Herr Consistorialrath Hermes in Quedlinburg, Herr General von Kleist in Prenzlow u. a. m. Der Abt Steinmetz war ein uneigennütziger und ädler Mann. Er unterhielt auf seine Kosten, von seinem damals nur mäßigem Gehalt, von 700 Thal. und einigen andern abteylichen Einkünften, im Stillen, mehrere hoffnungsvolle junge Leute auf seiner Schule, und vermachte den, von den Russen geplünderten Predigern der Neumark, zu einer Bücherkolekte seinen rückständigen Gehalt, der 1063 Thaler betrug. Unter den geschickten bergischen Lehrern und Conventualen seiner Zeit, die er selbst mit vieler Vorsicht, Klugheit und Gewissenhaftigkeit wählte, haben sich mehrere, auch als Schriftsteller in der gelehrten Welt bekannt gemacht, z. E. Joh. Simon Buchka, Herr Professor Reichard in Magdeburg, der nachherige Abt Hähn, Herr Oberconsistorialrath Silberschlag, Herr Generalsuperintendent Silberschlag, in Stendal, Herr Consistorialrath Struensee in Halberstadt u. a. m. Obgleich die Unruhen des siebenjährigen Krieges und die Gefahr, worinn Magdeburg, durch die mehrmalige Annäherung der Feinde Preussens kam, zwar die Anzahl, der im Kloster studirenden jungen Leute verminderte; so hinterließ Steinmetz dennoch seinem Nachfolger, dem Abt Hähn, neunzig Eleven. Dieser brachte es zwar durch seine strenge Oekonomie und seltene Uneigennützigkeit, in den acht Jahren seiner Administration, dahin, daß er die von Steinmetz hinterlassenen Schulden des Klosters bezahlen und noch über 6000 Thaler Capital sammeln und beylegen konnte: er beleidigte aber, (wie es hier heißt) durch seinen Eigensinn, durch seine Herrschsucht und pietistische Strenge und durch seinen Hang zu Kleinigkeiten, nicht nur die be-

sten Lehrer, so, daß einer nach dem andern das Kloster verliessen, sondern erregte auch dadurch den Unwillen und die Unzufriedenheit der Zöglinge (die aber doch wohl, keine competente Richter seyn konnten) und brachte sich eben dadurch (durch den Unwillen der Zöglinge?) auch um die Achtung und das Zutrauen des Publikums. Die Schule sank also so tief herab, daß sie nur 20 Eleven behielt, die überdem mehrentheils Alumnen oder Benefiziaten waren. Jahn ward also zum Generalsuperintendenten in Ostfriesland bestellt und der Direktor, des Coburger Gymnasii Frommann, (im Jahre 1771) ihm zum Nachfolger bestellt. Nun gewann die Schule wieder ein anderes Ansehn, welches um so natürlicher war, da der verdienstvolle Minister, Herr von Zedlitz, alles Erfinnliche zu ihrem Wiederaufblühen that. Die Zahl ihrer Zöglinge, wuchs wiederum zu 130 bis 140 an, und in den drey Jahren, der Amtsverwaltung des verstorbenen Frommann, von 1771 bis 1774, traten 164 Scholaren in selbige ein. Ihm folgte der itzige Abt Resewitz. Er fand bey seinen Antritte (1775) noch 120 Zöglinge vor: allein verschiedene Ursachen, die dem Publiko nicht unbekannt sind und wovon hier nur die große Menge, der seit 1775 überall verbesserten, oder neuangelegten Schulen, Erziehungsanstalten und Philantropine angeführt wird, verminderten nach und nach die Anzahl der Zöglinge der Bergischen Schule, so sehr, daß sie nun schon seit acht Jahren, zwar nicht viel über vierzig mehr gestiegen, aber auch nicht weit darunter gefallen ist. Die Lage des Klosters die hier beschrieben wird, ist ganz vortreflich. — Die Schulgebäude sind bequem — der Reitstall, die Maschienenkammer, das Naturalienkabinet und die Bibliothek zweckmäßig eingerichtet. Der ausgebreitete Ruf, und das Zutrauen, welche diese Schule immer gehabt, gewären ihr eine hoffnungsreiche Zukunft — und der Fond derselben, kommt ihr, da sie keiner weiteren fremden Beyhülfe bedarf, zu statten.

7. Anekdote. Eine unbedeutende Sticheley, auf den verstorbenen hamburger Predider Göeze, den man doch

doch endlich wohl einmal ruhen lassen könnte, nachdem er lange genug, unsern schönen Geistern, zur Unterhaltung gedient — und manches verunglückte, armselige Bonmot, zum Daseyn gebracht hat.

XI. Historisch-politisches Magazin.

Junius, 1790.

1. **Decret der Königinn von Portugal, zur Regulirung der Erbfolge des jüngeren Zweigs ihres Hauses.** Das nehmliche Gesetz, das man gleichfalls im diesjährigen Junusstücke des politischen Journals findet, und dessen bereits im dritten Stücke des dritten Bandes, des Journ. aller Journ., Seite 1274, Erwähnung geschehn.

2. **Breve des Pabstes an den Erzbischof von Mecheln, den Bischof von Antwerpen und die übrigen Bischöfe in den österreichischen Niederlanden.** Obgleich dieses Stück, seinem wesentlichsten Inhalte nach, durch die öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht ist; so verdiente es doch als ein Denkmal der schlauen, noch immer unveränderlichen Politik des römis. Hofes, hier unabgekürzt aufbewahret zu werden. Joseph, der Gütige! der bekanntlich in den letzten Monaten seines Lebens, über manchen Gegenstand anders als ehemals dachte — und dem es nie unbemerkt geblieben war, daß die Aufwiegler seiner brabantschen Unterthanen, um sich der festen Anhänglichkeit derselben desto mehr zu versichern, sich in den Mantel der Religion gehüllt, glaubte viel zu gewinnen, wenn selbst das Oberhaupt der Kirche, das Betragen jener Aufwiegler misbilligen und es öffentlich sagen werde, daß die Religion nichts zu fürchten habe, und daß es eines jeden getreuen Unterthans Pflicht sey, sich mit Reue in die Arme seines Vaters zu werfen. Er entschloß sich also, den Pabst zu bitten, sein Volk mit ihm zu versöhnen — und diesem war natürlicherweise ein so ungewöhnlicher, als ehrenvoller Auftrag äusserst willkommen. — Er both

also seine ganze Schlauigkeit auf, um sich des ihm anvertraueten Geschäftes so zu entledigen, daß man ihm mehrere ähnliche Besorgungen aufzutragen Neigung erhalten, und solchergestalt seinem schon ziemlich verrosteten Ansehn, diejenige alte Politur wieder ertheilet werden möge, die ihr in den vorigen Zeiten so nützlich gewesen. Wahrlich! sein Gewinn und Sieg wäre wichtig gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, durch seine Vorstellungen eine ganze aufgebrachte Nation zu bewegen, die Waffen von sich zu werfen, und ihre ehemaligen Verbindungen und Pflichten wieder anzuerkennen. Die Sache hätte Aufsehn gemacht, — und bis ans Ende der Welt denen, die in der Person des Pabstes den Statthalter Christi verehren, zu einem Beweise seiner Allgewalt über die Herzen der Menschen gedient. --- Es verlohnt sich der Mühe, den Plan dieses Breve zu zergliedern, und dadurch zu zeigen, in wie viele Falten der Verf. desselben sich zu legen gewußt, um auf die eine oder die andere Weise seinen Zweck zu erreichen. Gleich Anfangs erklärt Pius, daß er nicht durch sein Verdienst, sondern allein durch die Barmherzigkeit Gottes, dessen Stelle auf Erden bekleide — und daß dieser Gott ein Gott des Friedens sey, der den Schooß seines Vaters verlassen und den Menschen den wahren Frieden zugeführt habe. (Freilich, was konnte wohl würksamer seyn, als die Friedensvorschläge desjenigen, den der Gott des Friedens selbst, aus allen Millionen, welche die Welt bewohnen, ausgehoben hatte, um an seiner Stelle auf Erden zu herrschen? Wenn es würklich mit dieser Auswahl und mit dieser Stellvertretung seine gute Richtigkeit hatte; so kamen ja diese Friedensvorschläge unmittelbar aus dem Herzen und Munde des Friedensgottes selbst? Sein von ihm auserwählter und eingesetzter Stellvertreter konnte ja wohl nichts denken, nichts äussern, nichts verlangen, nichts fodern, als was derjenige wollte, an dessen Stelle er stand? Und wer nun demunerachtet dessen Stimme nicht folgte, wer seine Vorschläge verwarf — verachtete der wohl einen andern, als den, in dessen Namen er sprach — einen andern, als

den

den Gott, den diejenigen selbst, als das liebenswürdigste und größte aller denkbaren Wesen verehrten, die er zu gewinnen versuchte? Wenn er zu diesen sagte: Ich stehe an des Allmächtigen Stelle — und der Allmächtige will, was ich von Euch verlange! — wie viel ließ sich erwarten! In dem nämlichen Augenblicke, in welchem man das geglaubt hätte, was er versicherte, wäre ja sein Sieg vollendet, und sein ganzes Geschäfte ganz nach seinem Wunsche beendigt gewesen!) Pius eilt, um die entstandenen unglücklichen Zwistigkeiten zu beendigen. Er ist dieses rasche Bestreben, Frieden zu stiften, der Zuneigung schuldig, welche er gegen seinem lieben Sohn in Jesu Christo, Joseph den Zweiten, gehegt. Hier aber nennt er einen Namen, der wohl eben nicht dazu geschickt seyn dürfte, den Absichten der Brabanter, diejenige Richtung zu geben, die er von ihnen verlangt. Er fügt also jener Versicherung sogleich diese zweite hinzu, daß er völlig von der Aufrichtigkeit der Rückkehr des Kayfers versichert sey, um dadurch zu erkennen zu geben, daß er sich nicht eher für den ersten Monarchen der Welt zu verwenden entschlossen, als bis dieser alles aufrichtig bereuet, wodurch er ihn, seine Brabanter und die Religion, zu welcher sie sich alle bekennen, etwa beleidigt gehabt. Wär auch das geglaubt worden; so wäre abermals der entstandene Zwist beendigt, und des Pabstes Absicht völlig erreicht gewesen. Indessen, in Fällen solcher Art, erhält man nie der Argumente zuviel. Es konnte noch immer Menschen geben, die so wenig an der unmittelbaren göttlichen Auswahl, Sendung und Statthalterschaft, Sr. Heiligkeit, als an der würklichen Ertheilung des Kaiserl. Auftrages, und an der Aufrichtigkeit der Reue Sr. Majestät, einige Zweifel hegten, und doch mußte man auch diese gewinnen. "Wir sind — fährt also Pius fort — es (die Uebernehmung des ihm von Gott und dem, zu seinen Pflichten zurückkehrenden Kaiser, angetragenen Vermittelungsgeschäftes) "auch unserer "Zuneigung zu den erlauchten Magistraten und Einwoh-"nern dieser Provinzen schuldig, die sich jederzeit um die "katholi-

"katholische Religion so wohl verdient gemacht haben, daß "der heilige Stuhl sie immer, als seine liebsten, als "seine getreuesten Kinder betrachtet hat.„ War es nicht zu vermuthen, daß diese Versicherung, die aus dem Munde desjenigen kam, den alle diejenigen, denen sie,— wahrlich in sehr gefälligen und schmeichelhaften Ausdrücken ertheilt ward — für das allererste aller irdischen Wesen hielten — diese Versicherung, die gleichsam an jedes einzelne, an den entstandenen Unruhen theilnehmende Individuum gerichtet, und als ein freundschaftlicher, brüderlicher Händedruck anzusehen war, durch den der erste aller Menschen, ein jedes derselben zu beruhigen suchte — war es nicht zu vermuthen, daß sie würken und dasjenige durch sie erhalten werden würde, was durch sie beabsichtiget war. Was aber hätt' es geholfen, wenn auch das Volk, zu friedfertigen Gesinnungen bewogen geworden wäre, diejenigen aber, die es anführeten und namentlich diejenigen geistlichen Herren, an welche dieses Breve gerichtet ist, ihren bisherigen Gesinnungen zu entsagen sich geweigert hätten. Hätte man ihnen gerade zugesagt: das, was Ihr unternommen, ist eine Rebellion, die der Gott des Friedens nothwendig verabscheuen muß — und ich, der Statthalter desselben, bestrafe Euch also mit dem Fluche und Bannstrahl, dessen Ihr Euch würdig gemacht; — so hätte ein Theil des zu gewinnenden Volks, über diesen heiligen Eifer gelacht — dahingegen ein anderer Theil, noch mehr erbittert geworden wäre, als er es, durch andere Umstände veranlasset, schon war. Aber ein gutes Wort — pflegt man zu sagen — kann allenthalben eine gute Herberge finden. Es gewinnet den Spötter so gut, als den aufbrausenden Stürmer. Selbst auf den Wahnwitzigen macht es Eindruck, der diejenigen Ketten, als Fäden zerriß, mit denen man ihn, an die Wand anschloß, um gegen seine Gewaltthätigkeiten gesichert zu seyn. O, man kennet in Rom, das menschliche Herz! Wundern muß man sich also nicht, wenn man in dem vor uns liegenden Breve, diese (wie den Kindern auf der Gasse bekannt ist, notorisch unrich-

unrichtige) Aeußerung lieset: "Wir wissen mit Gewiß-
"heit, daß Ihr an dieser Umänderung der Dinge, keinen
"thätigen Antheil genommen, und Euch stets erinnert
"habt, daß es Eure Pflicht war, der höchsten Gewalt
"einen billigen Gehorsam zu verschaffen, mit der Pastoral-
"Verbindlichkeit, die Religion unverletzt zu erhalten,
"Eure heiligen Rechte zu vertheidigen, und die Lehre vor
"allem Irrthum zu schützen. Es ist uns gleichfals be-
"kannt, daß die Stände der Nation, während dieses
"ganzen Zeitraums, niemals von aufrührerischen
"Gesinnungen, noch von der Absicht, die Gewalt
"des Souverains zu verachten, beseelt gewesen
"sind,, u. s. w. Aber die Unruhe war doch nun einmal
da — und was da ist, muß doch einen Anfang genom-
men, muß doch eine Urquelle haben. Dieser Punkt
mußte aber nicht untersucht werden, — weil sonst die
Wahrheit hinter den Vorhang hervorgetreten wäre, und
sich in ihrer eignen Gestalt dem Auge der Welt dargestellt
hätte. Also nur weiter — denn bey Dingen solcher Art
muß derjenige sich nicht aufhalten, der nicht überzeugen
kann oder nicht will. Genug, der Kayser bewilligt, was
man ihm abverlangt hatte. (Was kann man also mehr
von ihm fodern? Aller Streit hört ja auf, wenn der-
jenige, der etwas begehrt, dieses erhält.) "Er hat uns
"versichert, daß er, ohne Einschränkung, erklärt habe,
(wieder sehr fein! — Nicht dem Pabste selbst hat ers
erklärt, sondern nur diesem versichert, daß er es auf eine
andere Weise den Beykommenden bekannt gemacht habe,)
"daß er die Rechte der Stände des Staats in Zukunft
"ungekränkt und unberührt lassen, und ihre Privilegien,
"Gewohnheiten u. s. w. unverzüglich wieder zurückgeben
"wolle.,, Nach diesen nun angebrachten Argumenten,
von denen man doch hoffen konnte, daß wenigstens eins
durchdringen werde, — werden denn nun, um doch das
Ziel gewiß nicht zu verfehlen, noch eine Menge Persua-
soria auf einander gethürmt. Was diejenigen Herrn, an
welche das Breve, seiner Aufschrift nach, gerichtet ist,
thun werden, wird ein neues Verdienst für sie bey Gott,

dem

dem Allmächtigen seyn — es wird ihnen bey allen Nationen zum Ruhme gereichen — und endlich den Einwohnern nützlich und vortheilhaft seyn. Das erste dieser Motive ist dem Bigotten — das zweyte dem Ehrsüchtigen — und das dritte demjenigen bestimmt, der etwa im Ernste glauben könnte, daß dasjenige, was er unternommen, zum Besten seines Vaterlandes geschehn. In eine dieser drey Klassen, wird doch der eine, so wie der andre gehören — und alle wären also gewonnen gewesen, wenn man die angebrachten Gründe hätte annehmen wollen.) Bis hierher hatte nur der feine Menschenkenner und der schlaue Politiker geredet. Nun aber mußte der Pabst, das Oberhaupt der Kirche sich hören lassen — denn dieses durfte, da schon so viele Versuche, weltlicher Friedensstifter verunglückt waren, nicht schweigen. Es wird also, am Schlusse des Breve, dasselbe noch mit einigen geistlichen Blumen, bestreut und namentlich dieser Spruch aus dem Propheten Nahum: "Siehe, auf den Bergen, kommen Füße "eines guten Bothen, der da Friede predigt,, — von Sr. Heiligkeit, auf sich selbst zur Anwendung gebracht.

3. Antwort Sr. Eminenz, des Cardinals Erzbischofs von Mecheln, und des Bischofs von Antwerpen, auf das Breve Sr. Heiligkeit. Diese Antwort ist ganz in dem nehmlichen Geiste abgefaßt, der demjenigen Breve des Daseyn gab, das sie zu widerlegen sich bemüht. Die Herren, aus deren Händen dieses Meisterstück kommt, nehmen so wenigen Antheil an den entstandenen Unruhen, als das neugeborne Kind in der Wiege. Sie haben alles gethan, was nur von ihnen abhing, um diejenigen Bande nicht zerrissen zu sehn, wodurch die Unterthanen mit ihrem Souverain verknüpft gewesen. Alle mögliche Hülfsquellen wurden in dieser frommen Absicht von ihnen erschöpft. — Was aber noch das Merkwürdigste ist; so lange nur die höchste Gewalt dem Vermögen und den Personen der Geistlichkeit drohete, ergriff noch kein Bürger die Waffen — denn die Herzensguten, lieben, sanftmüthigen, gnügsamen und friedfertigen Bischöfe, bedienten sich, um alle etwanige Bewe-

gungen

gungen und Gährungen des Volks zu stillen, keiner andern Mittel, als derjenigen Geduld, welche sie in der Schule Jesu Christi gelernt. Als man aber, nicht damit zufrieden, selbst das Bollwerk der Freyheit, die Privilegien der Bürger, die alten, durch eine lange Reihe von Jahren geheiligten und mit so vieler Sorgfalt und Mühe erhaltenen Gebräuche, Verträge und Tractaten, angegriffen, auch die Joyeuse Entree vernichtet hatte; — ja freylich, da war es ein anders. Denjenigen Punct des Breve, der von den veränderten Gesinnungen des verstorbenen Kayfers und von seinem Erbiethen, alles wieder einzurichten, wie es gewesen, redet, beantwortet der Verfasser dieser Antwort so: "Erlaubt wohl die "immer betrogene, die stets durch den Ausgang widerlegte Hoffnung der Belgier noch, den Versprechungen "des Fürsten und denen, welche den Rechten des Volks "gemäß, oder seiner Erwartung günstig und seiner Leichtgläubigkeit so oft angebothen, so oft angekündiget worden sind und womit man sich vielleicht noch jetzt schmäuchelt, Glauben bey zu messen?„ — Merkwürdig ist es, daß auch in diesem Antwortsschreiben gesagt wird, was die Belgischen Insurgenten schon mehrmalen öffentlich zu erklären keinen Anstand genommen, daß mit ihnen auswärtige Souverains, Republiken und Höfe verbündet seyn, oder doch mit ihnen Bündnisse eingehen würden — und daß der Pabst, ohne daß man jedoch diese Souverains, Republiken und Höfe nennt, ersucht wird, sich ihrer, (der Insurgenten) bey selbigen anzunehmen. Wahrscheinlicherweise haben Sr. Heiligkeit es also gewußt, wo er sich mit seiner Fürbitte hinwenden solle?

4. Völliger Etat der Sachen der Englisch-Ostindischen Compagnie. Hier hätte doch wohl die Quelle, aus welcher dieser interessante Aufsatz geschöpft worden angezeigt werden mögen, um über dessen Zuverläßigkeit urtheilen zu können. Auch den Zeitpunkt, auf welchem in Hinsicht dieses Etats, Rücksicht zu nehmen ist — und der doch kein Nebenumstand ist, hat man anzuzeigen versäumt,

säumt. Gleich anfangs heißt es: Ueberschuß vom vorigen Jahre, (ohne daß selbiges genannt wäre) 1,284,440 L. Sterl. — dieses Jahres (welches wiederum nicht genannt ist) 1,700,000 L. Sterl. In dem Etat selbst, geschieht der Jahre 1787, 88, 89 und 90, ja sogar noch einiger älteren Jahre Erwehnung — wohingegen es an einer Stelle heißt: "Bombay, nach Anschlag 1789.-90.„ — Aus diesem sonst allerdings wichtigen Aufsatze (vorausgesetzt, daß sich gegen dessen Authenticität nichts einwenden lasse) läßt sich kein Auszug machen — und wir können uns also kein weiteres Verdienst um selbigen erwerben, als daß wir ihn der Aufmerksamkeit derer empfehlen, denen er noch nicht zu Gesichte gekommen.

5. Addresse der National-Versammlung an die Französische Nation, über die Geld-Assignate. Man sage, von dieser Versammlung was man will — nenne sie mit Gleimen, immerhin einen zwölfhundert Königen-Congreß — und würdige also, die Mitglieder desselben, indem man der Königl. Autorität eine Verbindlichkeit zu sagen gedenkt, dadurch recht tief herab, daß man sie Könige nennt, — diese Addresse ist dennoch des weisesten und besten aller längst verweseten, itzigen und künftigen Erdenkönige würdig — und der Ton, in welchen sie mit derjenigen schätzbaren Nation redet, an welche sie gerichtet ist, so eindringend und überzeugend, daß man allen ähnlichen Addressen, einen gleichen Ton anwünschen mögte. Die National-Versammlung gehet von dem Grundsatze aus, daß sie dazu angeordnet — und von derjenigen Nation, die sie repräsentirt, berufen sey, dem Reiche eine Constitution zu geben, durch selbige das Schicksal der öffentlichen Glücksumstände und die Erhaltung der Constitution zu bewirken. Sie zeigt, was sie in dieser Hinsicht gethan. — Als sie aber, bis an die so nothwendige Regulirung der Finanzen gelangte — da eröffnete sich ihr ein schauderlicher Abgrund. (Es gereicht der National-Versammlung unstreitig zur Ehre, daß sie hier derjenigen gar nicht gedenkt, die diesen Abgrund gegraben, und namentlich des rothen Buches überall

nicht

nicht erwähnt. Genug der Abgrund war nun einmal da. Gleichviel wer ihn grub.) Auflagen, die zugleich übermäßig und unterdrückend waren, verzehrten unnützerweise das Vermögen des Volks — sie waren zu den unermeßlichen öffentlichen Bürden unzureichend. Sechszig Millionen neuer Subsidien würden sie kaum haben abtragen können und mitlerweile, daß die nöthigsten Ausgaben zurückgesetzt wurden, und die rechtmäßigsten Gläubiger ungerechten Zögerungen ausgesetzt waren, wurden auch sogar die Hülfsquellen der Zukunft nicht verschont. Nachdem alles, aber nur immer in allgemeinen Ausdrücken und ohne ein einziges Mal, irgend einer einzelnen Person zu gedenken, angeführt worden, was man gethan, um der Verlegenheit, in welcher sich der Staat, in Ansehung seiner Finanzen befand, abzuhelfen und zugleich selbigen, für die Zukunft vorzubeugen, wird des Beschlusses der National-Versammlung vom 19. Dec. v. J. gedacht, wodurch sie eine Creirung von Assignaten auf dem Ertrag, aus dem Verkaufe der Kirchen- und Domainen-Güter, bis zu 400 Millionen decretirte. Mit vielem Fleiße und einer ganz ungewöhnlichen, aber freilich auch nothwendigen Deutlichkeit, wird hier gezeigt, warum dieser Schritt nothwendig gewesen, — was die Nation zu thun habe, um sich der Folgen desselben zu erfreuen — und welche Vortheile sie zu erwarten habe, wenn sie dem Rathe derer, die ihr Wohl so herzlich wünschen, ohne Widerstand nachfolgen werde. Um denjenigen, die etwa Neigung haben mögten, die zum Verkaufe ausgebothenen Güther, an sich zu handeln, alle Furcht, daß sie ihnen wieder abgenommen werden könnten, zu benehmen, heißt es: "Despoten, Tyrannen, "die ohne Gesetze regieren, sind sich nichts schuldig — "sie können einer des andern Werk ungestraft vernichten. "Die Nation versetzt sich selbst keine solche Schläge. "Was für Interesse könnte sie wohl jemals dabey haben, "diejenigen aus dem Besitze zu setzen, die sie selbst hinein- "gesetzt hat?„ (Das wohl nicht. Wie aber, wenn sich auswärtige Mächte verbündeten — die neuere fran-

zösische Constitution, durch die Gewalt ihrer Waffen vernichteten — und alles wieder in denjenigen Stand einsetzten, in welchem es sich ehemals befand -- namentlich aber die Krone und die Geistlichkeit restituirten — und beyden, die ihnen entrissenen Rechte und Ländereyen zurückgäben; wie würde es dann, um die Sicherheit derjenigen stehn, die jene Assignate, statt des baaren Geldes anzunehmen, sich willig bezeigt?) Sehr schön ist der zwiefache Werth des Goldes und Silbers hier auseinandegesetzt — und sehr richtig bemerkt, daß es sich als eine bloße Waare, zugleich aber auch, als ein Zeichen des Tausches ansehen lasse. Auch sogar den Einwürfen, die sich die Bigotterie machen könnte, und der vielleicht in dem Gehirne des einfältigeren Theils der Nation aufkeimenden Idee, daß es eine Gewissenssache sey, mit den Güthern der Geistlichkeit, eine andere Einrichtung zu treffen, hat man, zu begegnen, sich herabgelassen. "Wenn es au"genscheinlich ist — heißt es — daß die Freyheit den "Menschen besser macht, daß sie ihm Tugenden giebt, "indem sie ihm seine Würde wiedergiebt, daß sie ihn nur "dadurch vom Aberglauben befreyet, daß sie den morali"schen Pflichten mehr Kraft giebet — wie blind, oder "verkehrt mußte man alsdenn nicht seyn, um Euch zu "überreden zu suchen, daß Ihr Verächter der Religion "werden, daß Ihr die Aufseher über die Sitten und Moral "verachten werdet, weil Ihr, anstatt der Geistlichkeit "die Verwaltung ihrer Güther zu lassen, die Geistlichkeit "von den Geldern Eures Schatzes unterhalten werdet?„ Hier ist der Schluß dieser Addresse, die wohl niemand ohne Vergnügen lesen wird. "Franzosen, unterstützt "die National-Versammlung durch Euer Vertrauen. "Ihre nicht zu ermüdenden Bemühungen verdienen es. "Nur noch eine kurze Zeit; so werden die Vortheile "Eurer Constitution sich auf alle Klassen der Gesellschaft "verbreiten. Nur noch eine kurze Zeit; so wird kein "Volk die Segnungen des menschlichen Geschlechts so "sehr verdient haben, als Ihr! —

6. Erklärung eines Theils der National-Versammlung, gegen das am 13ten April 1790 über die Religion abgegebene Decret. Diese Erklärung betrift das von einzelnen hier auch genannten Mitgliedern der National-Versammlung, mehrmahlen geäußerte und von der katholischen Geistlichkeit immer begünstigte Verlangen, daß man die Declaration, daß die katholische, apostolische und römische Religion, die Religion des Staates sey — als einen Artikel der neuen Constitution annehmen solle. Es ist bekannt, daß die Majorität der National-Versammlung, die dieserwegen an sie ergangenen Anträge, immer von sich abzulehnen suchte, und endlich gar dahin förmlich dekretirte: daß man darüber weder deliberiren könne, noch müsse. Hiergegen protestirte ein Graf von Virieu, aus dem Grunde, weil er diese abgewiesene Deliberation, als einen Eingriff, in die einem jedem Individuo und Gegenstande zukommende Untersuchungs-Freyheit ansah — und appellirte also von dem abgegebenen Dekrete, an die Nation (die aber bis itzt noch nicht, von dieser ihr zuerkannten Gerichtsbarkeit und der an selbige gerichteten Appellation, Gebrauch gemacht hat.) Der Bischof von Uzés erhob sich sogar, im heiligen Grimme, mit diesen Worten von seinem Sitze: "Ich protestire im Namen der Religion, im Namen "meiner Committenten, meines Sprengels und der "Kirche von Frankreich, gegen das abgegebene Dekret.„

7. Schreiben des Grafen von Montmorin an die National-Versammlung zu Paris. Wichtiges Dekret der National-Versammlung, in Ansehung des Rechts über Krieg und Frieden. Das Schreiben, welches der Graf von Montmorin an den Präsidenten der National-Versammlung erließ, und welches am 14ten May d. J. in selbiger verlesen ward, ist aus der neuen Hamburger Zeitung, in welche der Herr Herausgeber des Niederelbschen Magazins es einrücken ließ, zwar schon bekannt, ist aber, weil es als ein Beytrag zur Geschichte der itzigen Zeit anzusehen ist, hier wieder abgedruckt worden. Es betrift die, zwischen den Höfen zu

London und Madrid entstandenen, nunmehro beygelegten Irrungen, und ist hauptsächlich darum merkwürdig, weil es zur Entscheidung der Frage, ob den Franzosen selbst, oder ihrem Könige, das Recht, über Frieden und Krieg zu beschließen, zustehe? — Die erste Veranlassung gab. Man weiß, daß diese Frage zum Nachtheile der monarchischen Gewalt entschieden ward — und daß die Nation, ein Recht zurücknahm, dessen sie, wie niemanden unbekannt ist, der die ursprüngliche französische Constitution und die ältere Geschichte dieses Reiches kennt, ihr durch die Länge der Zeit, und verschiedene, in einander geflossene Umstände, beraubt worden war.

8. **Erklärung der drey Stände, des Lüttticher Landes, und der Grafschaft Looz.** Diese Erklärung ist zwar in einem sehr nachdrücklichen, aber doch immer, die Grenzen der Mäßigung nicht überschreitenden Tone verfaßt. Sie enthält die Versicherung, daß diejenigen, die mittelst derselben, ihre Gesinnungen, vor dem Auge der ganzen Welt, und aller Fürsten und Stände des Reiches, zu erkennen zu geben, sich durch mannichfaltige, gegen sie gerichtete Verläumdungen, sich veranlasset sahn, niemalen daran gedacht, sich vom deutschen Reiche zu trennen — daß sie blos ihre unstreitigen und verjährten Rechte zu behaupten, und den Unternehmungen, Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten zu widerstehen gesucht, womit man sich bemüht, sie zu unterdrücken — daß die katholische und römische Religion, die einzige ihres Landes seyn solle — daß sie keinen, der drey Landstände aufzuheben, sondern nur ihnen eine bessere Einrichtung zu geben gedenken u. s. w. "Nach dieser feyerlichen Erklä-
"rung — heißt es zum Schlusse — werden wir uns dahin
"einschränken, die treulosen Vorspiegelungen, die nieder-
"trächtigen Verläumdungen, die ehrlosen Ränke der
"Feinde der Nation zu verachten. Diejenigen, die noch
"nicht alle Empfindungen der Billigkeit verlohren haben,
"mögen uns beurtheilen. Mögten doch die Fürsten und
"Stände des Reiches die Augen öffnen, und sich nicht
"durch ungerechte Vorurtheile hinreißen lassen, ein ach-

tungs-

"tungswürdiges Volk zu unterdrücken, welches unver-
"jährliche, und durch seinen gesellschaftlichen Vertrag
"verbürgte Rechte zurückfodert! Mögten sie doch einsehen,
"daß sie vor dem heiligen Tribunale der Gerechtigkeit
"und Menschlichkeit, wegen des unschuldigen Blutes,
"dessen Vergießung sie veranlassen, und wegen der Fol-
"gen, die daraus entspringen werden, Rechenschaft ge-
"ben müssen!,,

9. **Addresse der Lüttticher Repräsentanten an die Einwohner auf dem Lande und in den Städten, beschlossen in der Versammlung der drey Stände, am 21sten May** (1790.) Die Nation wird hier durch ihre Repräsentanten, an diejenige Bemühungen erinnert, die sie seit 8 Monathen verwendet, um selbiger ein dauerhaftes Wohl zu gewähren. "Ihr habt gesehn — wird vom Fürst-Bischofe gesagt — "was er Euch "(ehemals) vor dem Angesichte der Welt versprach. "Ihr wisset, wie er seine Ohren, vor dem Geschrey seines "Volkes verschlossen, wie er die rührenden und dringen-"den Bitten, die wir so oft bey ihm wiederholt haben, "verworfen — mit welcher unbegreiflichen Hartnäckig-"keit er den heilsamen, sanftmüthigen Rath eines gros-"müthigen und gerechten Königs, von sich abgelehnt "hat.,, — Endlich wird das Volk aufgefodert, sich den Executionstruppen mit aller Macht zu widersetzen und das Signal der Sturmglocke zu erwarten, um zu den Waffen zu eilen.

10. **Beschluß des belehrenden Berichtes von dem Lüttticher Aufstande.** Dieser Bericht vertheidiget die vermeintlich gekränkten Rechte des Fürst-Bischofes, und es ist billig und recht, daß man den einen Theil so gut höret als den andern. Im Vorhergehenden hatte man zu erweisen gesucht, daß die Lüttiger Fürsten jederzeit die ausschliessende Souveränität in Polizey- und Privilegien-Sachen gehabt, --- daß dieselbe ihnen durch mehrere vom Pabste und den Kayserm abgegebenen Sprüche zuerkannt worden, — daß die Fürsten den ununterbrochenen Ge-

brauch derselben erhalten haben, --- daß sie allein, aus eigner Autorität, zu Lüttich sowohl als in andern Municipal-Städten, alle, sowohl die Polizey überhaupt, als die Wahl des Magistrats betreffende Reglements bekannt gemacht haben, — daß eine gedruckte Sammlung der Reglements von Spaa, den Beweiß von der Unstreitigkeit dieses Besitzes, in Ansehung des Städtchens Spaa, vollständig mache, u. s. w. In diesem Beschlusse sucht man ein gewisses Edikt von 1684, das von den Freunden der neueren Revolution ein Denkmal der Grausamkeit und Barbarey genannt worden, — als ein Muster einer weisen und aufgeklärten Gesetzgebung darzustellen. (Da die itzigen Lütticher Stände, bey jeder Gelegenheit und in allen ihren Declaratoiren erklärt, daß ihnen das Ganze, oder vielmehr die Grundlage ihrer alten Constitution heilig sey, und daß sie keine andere Absicht hegten, als nur diejenigen Mißbräuche und Mängel, die sich durch die Länge der Zeit und durch mancherley Vorfälle, deren Folgen ihre Vorfahren und sie selbst nicht immer ausweichen können, mit ihrer uralten Verfassung vermischt — wiederum abzuschaffen; so scheint dieser Bericht, vermuthlich absichtlich, die Sache von einer ganz unrechten Seite anzusehn. Die Frage, deren Beantwortung hier alles entscheidet, ist diese: War die Constitution von Lüttich fehlerhaft — und wenn sie es war, waren die Stände und Unterthanen schuldig, dieser fehlerhaften Constitution mit allen ihren Mängeln unbedingt zu gehorchen; oder war's ihnen verstattet, eine Verbesserung derselben zu bewürken, — und war derjenige Weg, den sie in dieser Absicht einschlugen, der rechte? Der Grundsatz gehört zwar zu den Lieblingshypothesen gewisser Menschen, daß es der höheren Gewalt hinreichend sey, den temporellen Besitz ihrer Allgewalt zu erweisen, und daß derjenige, der sich dadurch, in Hinsicht seiner natürlichen Rechte, gekränkt fühlet, unter keiner Bedingung berechtiget sey, sie zu fragen, wie sie zu dieser Allgewalt gelangt --- und ob es ihr nicht gefällig sey, hierüber einige Auskunft zu geben, — falls sie etwa aber eines Besseren belehrt werden

sollte,

sollte, die unverletzlichen und unverjährbaren Rechte der Menschheit zu restituiren. Ist doch die Petitorien-Klage den armseligsten Bettler unversagt — warum sollten denn ganze Nationen zu selbiger nicht berechtiget seyn?)

11. Des Grafen Claes Lewenhaupts Memorial, gegen die Schwedische Sicherheits-Acte. Als ein Beweiß des freymüthigen Tones des Grafen, mag diese seine Behauptung dienen, daß derjenige, welcher seinen Hals gutwillig unter das Joch beuge, es verdiene zu tragen; und daß derjenige, der es mit Gleichgültigkeit aufnehme, dazu geboren sey.--- "Sollte wohl--- sagt er ferner --- "die im Werke seyende Sicherheitsacte "unserer gesetzmäßig erworbenen Freyheit und unseren "Gerechtsamen mehr Sicherheit geben? Nein, meine "Herren! — Der erste Paragraph derselben, wirft schon "die Grundlage einer freyen, und nur an die Gesetze ge"bundenen Regierungsform über den Haufen. Denn "wo ist persönliche Freyheit, und wo ist die Sicherheit "des Lebens, des Eigenthums und der Wohlfahrt in "einem Lande, in welchem der Regent nach eigenem "Wohlgefallen die Gesetze und Rechte lenken kann? "Unter diesen Umständen hängt ja alles bloß von dessen "Willen ab.,,

12. Des Canzeleyrathes von Engeström Memorial, wider die Schwedische Sicherheitsacte. Herr v. E. findet in selbiger, diejenige Deutlichkeit und Bestimmtheit nicht, die in einem Grundgesetze von solcher Art und von so großer Wichtigkeit unentbehrlich ist, weil von demselben das Wohl und Weh, nicht nur der gegenwärtigen Zeit, sondern auch der künftigen, ja mehrerer Jahrhunderte abhängt. Er sucht diese seine Behauptung zu erweisen und geht in dieser Absicht, die verschiedenen Paragraphen desselben, mit einem unverkennbaren Scharfblicke durch. Er dringt also darauf, daß die Sicherheitsacte nicht angenommen, sondern die so feyerlich beschworne Regierungsform von 1772, beybehalten werde. Seinen Einsichten und zugleich seinem Herzen

gereicht es zur Ehre, daß er sich weit von dem, (freylich auch sehr abentheuerlichen) Gedanken entfernt fühlt, daß der Adel sich ein ausschliessendes Recht, zu gewissen Aemtern und Bedienungen anmaßen solle. "Die Ritter- "schaft und der Adel — sagt er — finden vielmehr "ihren sichersten Vortheil darinn, daß die Aemter nicht "nach der Geschicklichkeit und dem Verdienste ausge- "theilt werden. Das allgemeine Beste erfodert solches "und die Ritterschaft und der Adel schmäucheln sich da- "hingegen auch mit der Hoffnung, daß ihre Kinder und "Nachkommen, darum desto eifriger seyn werden, sich "der nöthigen und nützlichen Kenntnisse und Wissen- "schaften zu befleißigen. „

13. Richtiges Verzeichniß der Spanischen Seemacht, den 15ten May, 1790. Die Summa der Lienienschiffe, beträgt 64. Im Bau waren 7. Der Fregatten waren 42. Im Bau waren 6.

14. Nationalversammlung zu Paris.

15. Großbritanische Parlements - Nachrichten.

16. Fortsetzung der Nachrichten von den Unruhen in den Oesterreichschen - Niederlanden.

17. Lüttticher Angelegenheiten.

18. Nachrichten vom Türkenkriege.

19. Nachrichten von dem Kriege zwischen Rußland und Schweden. Des Inhals aller dieser Artikel kann hier keine Erwähnung geschehen, weil sie durch unsere verspätete Anzeige, vorlängst den Reitz der Neuheit verlohren.

20. Nachrichten von verschiedenen Ländern. In Spannien erschien ein Kupferstich, worauf man einen Grand von Spanien und einen Prälaten sah. Unter ihnen lag ein armer Bauer, der mit drohender Miene emporblickte, und ihnen die Worte zurief: "Bückt "euch

"euch — oder ich stehe auf --- Frankreich ist entbunden, "und Spanien schwanger!„--- In Neapolis soll eine gefährliche Verschwörung entdeckt worden seyn. Man will an einem gewissen Orte viel versteckes Gewehr gefunden haben. Dennoch aber hat man keine besondere Umstände bekannt gemacht, weil man es vermuthlich der Klugheit gemäßer fand, die Sache zu unterdrücken.

(Auf dem Umschlage ist die bekannte neuere Arbeit des verdienstvollen Herrn Prof. Büsch, über die Hamburgischen Zucker-Rafinaderien u. s. w. angezeigt worden.)

XII. Jahrbuch für die Menschheit.

Sechstes Stück.

1. Aphorismen, oder Fragmente zum Denken und Handeln. Diese, als die vorzüglichsten zur Probe: "Gewisse Tugenden der Vorwelt existiren nicht weiter "als in der Geschichte. Hier sind sie gleich den Armaturen "unserer Ahnherrn in Kunst- und Rüstkammern, allein "noch zu finden. Beyde werden nicht mehr gebraucht, "sondern nur als eine Seltenheit vorgezeigt. — An "dem Bösen, welches soviele alte und neue Schrift-"steller, von dem Menschengeschlechte gesagt haben, mag "freylich wohl viel Wahres seyn. Aber ich sträube mich "dagegen mit aller Macht, und rede es mir, soviel ich "kann, aus dem Sinn, damit ich Lust behalte, ein "Mensch zu seyn, und meine Nebenmenschen — we-"nigstens nicht hasse. — In unserer ersten Decade "gaffen mir die Erde gedankenlos an. In der zweyten "halten wir sie für einen Spielplatz. In der dritten, "für ein Tempe, oder hesperischen Garten. In der "vierten für einen Schauplatz unserer Größe. In der "fünften dünkt sie uns ein Boden, der zwar etwas "mühsam zu bauen, aber auch sehr fruchtbar ist. In "der sechsten scheint uns die Arbeit schwer und der Boden "erschöpft und undankbar. In der siebenten wissen

"wir selbst nicht, was wir von unserm Auffenthalte den-
"ken, außer daß er uns nicht gefällt, ohne daß wir uns
"enthalten können, vor die Nothwendigkeit, ihn zu ver-
"lassen, und vor dem Zeitpunkt, da wir es müssen, zu
"zittern.„

2. O — die verwünschte Sippschaft! Klagen eines Ehemannes, der sich durch seiner Verbindung, mit seiner Louise, mit ihrer ganzen Sippschaft beladen sah. Kaum war er mit ihr getrauet, als er schon genöthiget ward, auch ihre Mutter zu heurathen — denn Louise konnte sich nicht von ihr trennen. Dann folgten ihre beyden Schwestern, denn Louise hatte sie eingeladen. — Nach ihnen heurathete er ihre Tanten — dann ihre Cousinen — und kurz, er ward wirklich mit ihrer ganzen werthen Familie vermählt. Diese nun erweiterte immer, von Tage zu Tage, den Kreys ihrer Grillen und Forderungen — ward immer unbescheidener, zudringlicher und unleidlicher. Auch die männlichen Verwandten der theuren Louise drengten sich allgemach herzu — und gaben zu so mannichfachen Ausgaben und Verdrießlichkeiten, Veranlassung, daß selbst Louise und ihr Gemahl, in manche unangenehme Lage geriethen. Da es würklich zu dem hier aufgestellten lehrreichen Gemählde, der Originale mehrere giebt, so verdient selbiges um so mehr bemerkt zu werden, und es wäre zu wünschen, daß es die bessere Besinnung dererjenigen bewürkte, deren Wohl dadurch beabsichtiget wird.

3. **Practische Bemerkungen für Aeltern und Erzieher. Auszug aus einem zweiten Schreiben, an den Herausgeber von der Frau Gräfinn von L**.** Zuerst die Behauptung, daß man die Einbildungskraft der Kinder bis zum Eckel sättigen, oder mit andern Worten, ihnen das Gepränge des Luxus und allen Tand der Eitelkeit, nebst den Schwarm der Alltagsmenschen, solange sehen lassen müsse, bis ihnen der Anblick selbst lästig wird, und ihre Seele mit Widerwillen erfüllt. Es ist freylich wahr, daß es der ganzen

Mensch-

Menschheit, fast ohne alle Ausnahme, eigen ist, gewisse Dinge nicht zu mögen, die sie ohne allen Widerstand, ohne alle Anstrengung ihrer Kräfte, die sie, zu jeder Zeit, da es ihr einfällt, geniessen kann, — und daß ihr hingegen nichts wünschenswürdiger scheint, als gerade dasjenige, was sie entweder überall nicht, oder doch nicht ohne die äußerste Anstrengung, aller ihrer Kräfte zu erhalten vermag. Was aber gerade die hier angegebenen Gegenstände, (das Gepräng des Luxus, den Tand der Eitelkeit und den Schwarm der Alltagsmenschen) was überhaupt alle diejenigen Dinge betrift, deren Genuß ein gewisses sinnliches Wohlbehagen gewährt — und deren Werth die Einbildungskraft vergnügt; so mögten gerade diese, vor allen übrigen, von jener allgemeinen Regel zu eximiren, und es doch nicht zu rathen seyn, zwischen selbigen und dem noch unausgebildeten — immer hin und herschwankenden — immer nach neuen Freuden strebenden Herzen eines Kindes, eine genaue Bekanntschaft zu errichten. Diese dürfte nicht leicht Eckel erwecken. Lehrt es uns nicht, die tägliche Erfahrung, daß auch solche Menschen, die sich in ihren reifesten Jahren befinden, ihr ganzes Vermögen aufopfern, um den Foderungen des Luxus ein Genüge zu thun — daß Mütter und Großmütter der Eitelkeit opfern — und daß Greise sich den Umgange weiser Menschen entziehn, um in dem Kreise alltäglicher Menschen, den Abend ihres Lebens noch zu vertändeln? Unsere Einbildungskraft stirbt nicht eher, als wir selbst. Bis zum letzten Augenblicke unsers Daseyns beschäftigt sie uns. Es muß also unser und der Erzieher unserer Kinder, Studium seyn, ihrer Würkungskraft, enge Grenzen zu geben, nicht, diese Grenzen zu erweitern — und das Letztere geschieht, wenn man die Einbildungskraft, in denjenigen Jahren, erhitzt und anstrenget — da unser Geist seine Richtung und sein ganzes künftiges Wesen erhält — es geschieht, wenn man einen noch unausgebildeten Geschmack, an Dinge gewöhnt, die er billig mit Abscheu ansehn sollte. Selbst die Verfasserinn dieses Aufsatzes, (oder vielmehr der Verfasser, denn der Ton dieses

dieses Briefes scheint zu männlich zu seyn, als daß man glauben könnte, daß er aus den Händen einer Gräfinn gekommen,) hat der angegebenen Theorie wohl selbst nicht getraut, denn es heißt: "An mir selbst hab ich ein über-"zeugendes Beyspiel, daß man durch Sättigung der "Einbildungskraft, seinen Empfindungen eine glückliche "Richtung geben könne. Das Recipe mögt' ich frey-"lich nicht überall empfehlen, als Arkanum könnt es "aber doch, ohne Schaden, an vernünftige Eltern mit-"getheilt werden.„ — Das Versinken der Kinder in diejenigen unnatürlichen Laster, auf welche Tissot zuerst die Aufmerksamkeit der Menschen gerichtet, schreibt der vor uns liegende Brief bloß auf die Rechnung der Aeltern und deren leichtsinnigen und gewissenlosen Wahl, der Ammen, Kinderwärterinnen und Domestiken. Diese Behauptung scheinet irrig zu seyn. Die Quelle dieser Laster, ist ein gewisser Trieb, der sich zugleich, mit den aufkeimenden Kräften unserer Natur entwickelt. Der Drang diesem Naturtriebe auf die eine, oder die andere Weise zu folgen, ist so wenig zu besiegen als der Wunsch seinen Durst und Hunger zu stillen — und praktische Aerzte, haben mehrmalen behauptet, daß es auch zur Erhaltung unserer Gesundheit, und selbst unsers Lebens, eben so nothwendig sey, jenem Bedürfnisse abzuhelfen, als diesen Wunsch, nach Stillung des Durstes und Hungers zu stillen. Es giebt nur zwey Mittel, dem obgedachten Naturtriebe ein Genüge zu leisten. Das eine ist das bekannte natürliche: das andere ist unnatürlich. Es ist erwiesen, daß auch wilde Nationen, die von keinen Ammen, Kinderwärterinnen und von keinem Gesinde verdorben geworden, das letztere dieser beyden Mittel gekannt. Ueberdem hört ja der Umgang mit der Amme und Kinderwärterinn, mit dem ersten, spätstens mit dem dritten Jahre unseres Lebens schon auf. Wenn das Kind bis zum zehnten, oder zwölften Jahre seines Lebens (welche Epoche gerade in Hinsicht jener unnatürlichen Laster die gefährlichste ist,) gelangt ist; so kennt es ja jene Gesellschafter seiner ersten Tage nicht mehr — noch weniger aber weis es, was sie

ihm

ihm gesagt und mit ihm vorgenommen haben, — wie könnt er denn nun noch, sich dessen erinnern, was sie ihm zu einer Zeit angerathen, da er noch kaum ihre Sprache verstand? "Freylich wohl wird man antwor- "ten — aber nun das in die Stelle, jener, eintretende "Gesinde?„ — Es kann allerdings seyn, daß durch die- ses, manches Kind verleitet worden sey — aber eben dieses Kind, wäre wahrscheinlicherweise durch sich selbst — vielleicht etwas später — verführet geworden, wenn es auch jenes Gesinde überall nicht kennen gelernt. Mit einem Worte, uns scheint dasjenige Laster, von dem hier die Rede ist, keiner äusseren Veranlassungen zu be- dürfen — und wenn die Kunst in Hinsicht desselben etwas vermag; so dürfte es wohl nicht viel mehr seyn, als dieses, daß sie entweder demjenigen unnatürlichen Triebe, wodurch es zum Daseyn gelangt, eine natür- lichere Richtung ertheilt, oder doch wenigstens, einen mäßigen und vorsichtigen Genuß, der eben so schädlichen, als schändlichen Freuden jener Sünde bewürkt. Ungern räumen wir dieses ein: aber selbst Tissots, so, wie un- serer fleißigsten und aufmerksamsten Ärzte, Erfahrung be- wahrheitet das, was wir gesagt haben und mit selbiger stimmen verschiedene, zumalen in der Morzischen Erfah- rungsseelenkunde gesammelte Beyspiele, ganz genau über- ein. — Sehr weise ist zwar die, in dem angeführten Briefe enthaltene Foderung, daß der junge Mensch verhältnißmäßig empfindsam und hart gebildet werden müßte, damit er überall nicht nur menschlich, sondern auch gerecht handeln könne; indessen hätte doch wohl, anstatt des Wortes hart, ein anderes gewählt werden mögen. Verhärten muß man niemalen, ein unserer Bildung anvertrauetes Herz — und diese Mühe läßt sich um so leichter ersparen, weil der größte Haufen der Men- schen ohnehin schon weit geneigter zur Härte, als zu den sanften Gefühlen des Mitleidens und der Hülfsbegierde ist. Selbst die Gerechtigkeit muß niemalen hart, son- dern immer billig und in einem so hohen Grade schonend seyn, als es ihr nur, die ihr aufgelegte Sorge, für die allge-

allgemeine Sicherheit und Ruhe zu wachen, verstattet. Sehr richtig ist es aber dahingegen ohne Zweifel, wenn es hier heißt. "Ein verweichlichtes Herz, (das kann aber doch nichts anders heissen, als ein Herz, das, weil es gar zu stark fühlet, sehr leicht von überspannten und folglich irrigen Gefühlen verleitet wird) " wird sich in Lagen, "wo ädle männliche Stärke erfordert wird, bloß von sei-"nen Empfindungen hinreissen lassen, und zum Recht-"handeln unfähig seyn. — es wird sich im Unglück nicht zu "fassen wissen, — in Gefahren muthlos und unentschlossen "bleiben, — bey fremden Leiden von unthätiger Sym-"pathie durchdrungen werden (dies doch nicht allemal?) — "in Bestrafung des Unrechtes, oft durch einseitiges Mit-"leid sich zur Ungerechtigkeit gegen die Unschuldigen ver-"leiten lassen u. s. w. Mich dünkt also, daß nur der, "im ausgedehnten Sinne des Worts — ein gerechter "Mann, ein vernünftiger und wahrer Menschenfreund "seyn kann, dessen Gefühl richtig geleitet ist — und der "es sich zum Gesetz und zur Gewohnheit gemacht hat, "zwischen den gefährlichen Klippen des zuviel und des "zuwenig im heiligen Gleichgewicht aufrecht zu wan-"deln.,, — Noch ein Paar Worte über eine andere Stelle dieses Briefes. "Ich denke — heißt es — mir "die Summe aller möglichen Glückseligkeiten unserer "Mitbürger, innerhalb der Peripherie des größten mo-"lischen Cirkels. Alle Handlungen also, die die Sicher-"heit des Eigenthums, der gesetzlichen Freyheit, der "guten Ordnung hervorbringen, sind ädle Handlungen, "ist wahre Tugend. Was über diese Peripherie hinaus-"führt, ist Schwärmerey, erster Uebergang zu Irrthum, "Laster und Unglück. Daher die Möglichkeit, daß über-"triebene Tugend schädlicher, als ein geringes Laster wer-"den, und daß endlich verschiedene Jahrhunderte, verschie-"dene Tugenden haben können, ohne daß darum die Grund-"begriffe von Tugend und Laster geändert werden dürfen.,, Nicht diese Sorge für die Sicherheit des Eigenthums, überhaupt, sondern nur des wohlerworbenen und wohl-gebrauchten Eigenthums kann eine löbliche Sorgsamkeit

seyn.

seyn. Der Despot, so wie ein jeder anderer Räuber, haben sich durch List und Gewalt, auch ein Eigenthum zu erwerben gesucht. Es ist Pflicht es ihnen zu entreissen und es in die Hände derjenigen zurückzuliefern, denen sie selbiges aus den Händen gewunden. -- Ferner. Eine übertriebene Tugend kann es nicht geben. Sobald eine Tugend übertrieben wird, das heißt, sobald sie über die ihr, von der Vernunft angewiesene Grenze schreitet, höret sie auf, eine Tugend zu seyn. Eben so wenig, als ein Mensch, zugleich auf dem Gebiethe, zweier gleich aneinander grenzenden Länder stehen, folglich sich unmöglich zu einer und der nehmlichen Zeit, in dem Gebiete des Churfürsten von Sachsen und des Königes von Preussen sich befinden kann, so wenig kann er auch, in einem und dem nehmlichen Augenblicke, eine Tugend und zugleich das aus der Uebertreibung derselben entspringende Laster begehen. In demselbigem Momente, in welchem er seine Tugend über ihre Grenze treibt, ist er nicht mehr tugendhaft — und die übertriebene Tugend, ist also überall nicht existent — Wohl giebt es Laster, die aus keiner übertriebenen Tugend entspringen: — aber diese Laster sind so wenig — Tugenden, als die Tochter, meiner Gattinn, ihre eigene Mutter — oder der Apfel meines Baumes, der Baum selbst ist.

4. **Der Kanarienvogel und das Eichhorn.** Eine (prosaische) Fabel, von Ludewig Giesecke. Die Moral der Fabel, ist diese: "Sklave! habe keinen Willen und "begehre Nichts; so kannst du in der Knechtschaft frey "seyn!„— Solche Lehren lassen sich freylich leicht geben: aber nicht leicht befolgen. Besser wärs, aller Sklaverey ein Ende zu machen. Auch gegen diesen Rath sträubt sich freylich der stolze und herrschsüchtige, folglich grössere und mächtigere Theil der Menschheit: er ist aber doch wenigstens der Natur angemessener als jener, der auf die Vertilgung solcher Gefühle dringt, die weder die Kunst, noch die Länge der Zeit, noch irgend ein anderes Mittel, zu vertilgen vermag.

5.

5. Ueber den unglücklichen Brand in Zeubeerode, nebst einer Bitte, an wohlthätige Menschenfreunde. Man weiß noch aus den öffentlichen Zeitungen, daß in der Nacht vom 31sten März bis zum 1sten April d. J. der grösseste Theil, der in der Ueberschrift genannten Fürstl. Reußischen Stadt, in einem Aschenhaufen verwandelt ward. Zweyhundert und acht und siebenzig Häuser, und 156 Scheunen, wurden von den Flammen verzehrt. Hier wird von der Frauenzimmer Lese-Gesellschaft in Graitz, Olbernheu und denen benachbarten Orten, ein Versuch gemacht, das Mitleiden der Menschheit, zum Besten der durch die Feuersbrunst Verunglückten, rege zu machen. Es wäre zu wünschen, daß dieser Versuch von glücklicher Würkung gewesen.

6. Ueber Glück und Ruhe des Lebens. Fragment eines grössern Gedichtes, (dessen Vollendung ein jeder, der Gefühl gegen die Meisterwerke der Dichtkunst hat, zu wünschen sich veranlasset sehen muß.) Unter diesem Fragmente findet man den Namen Conz, und wahrscheinlicherweise ist damit der Verfasser des bekannten Drama's Conradin von Schwaben — und des lyrischen Gedichtes: Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch — gemeinet. Um zu beweisen, wie rein die Moral des Dichtens, — wie gewählt und abgemessen sein Ausdruck, — wie leicht und angenehm seine Versifikation sey — wollen wir dem Leser nachfolgende wenige Strophen zur eigenen Prüfung vorlegen:

Itz bindet Euch mit diamantenen Fesseln
Die Ehrgier — ihre Hand ritzt, wie mit rauhen Nesseln
Euch Eure Seelen wund: Ihr könntet glücklich seyn!
Und Ihr verschmäht's — verschmäht den Kreis der stillen Freuden,
Und wählt, — Selbstschöpfer Eurer Leiden,
Der Ruhmsucht ängstigende Pein:
An einer Spinne dünnen Faden
Hängt Euer Glück, o Ihr mit Sorg' und Ruhm beladen! u. s. w.

Wie

Wie strickt der Geitz, Argant, nicht Deine Kehle zu!
Aus hohlen Augen schielt die Filzigkeit! — die Ruh
Flieht Dein Gemach! die ewigen Eryenen
Der Sorgern, martern Dich, belagend alle Sinnen.
Du darbst am Quell des Ueberflusses, bloß
Und nackt, dem Irus gleich, selbst in des Reichthums
Schooß.
Der goldne Kelch ist noch Dein einziges Ergötzen,
Und, wie der Drache, huckst Du über Deinen Schätzen.

So machts der Ehrgeitzige,— so gehts dem Geldgierigen:

Indeß der Weise, ider dem Ruf
Getreu, wozu sein Schöpfer ihn erschuf,
Vertraut mit Weisheit und mit Wahrheit
Bescheiden seinen Gang, von ihrer stillen Klarheit
Beleuchtet, ging und mit der Zeit
Stets wucherte in ädler Thätigkeit,
Nun seine Zinse hat — und seine Saaten
Nun erndtest — ach! den Lohn der schönsten Aedelthaten!

7. **Der Schmetterling und die Rose. Eine (prosaische) Fabel, von Ludwig Giesecke.**

8. **Bey der Leiche meines Philax.** Ein Herr J. M. Miller, (wahrscheinlicherweise der Herr Professor dieses Namens zu Ulm, Prediger am dortigen Münster) panegyrisirt hier seinen, ihm durch den Tod entrissenen getreuen Philax. Er beschreibt die Art und Weise, wie er zu seinem Besitze gelangt — wie er durch die Treue desselben, als er einmal im Schneegestöber seines Weges verfehlet hätte, sein Leben gerettet — und wie er in Hinsicht seiner Freundschaftstreue manchen Menschen beschämt. Etwas auffallend ist doch dieser, eben so wenig unterhaltende, als lehrreiche Aufsatz — zumalen befremdet der Schluß — in welchem der Verfasser, seine Sophie zu bewegen sucht, daß sie und ihre zween Freunde, die sich bisher so treu geblieben, bey allen Unannehmlichkeiten und Stürmen des Lebens, sich fer-

nerhin so treu lieben wollen, als sie von verstorbenen Philax geliebt worden sind.

9. Väterliches Vermächtniß für meine Töchter. Fortsetzung. Abermal vortrefliche Lehren! Mit Recht empfiehlet der Verfasser dieses weisen und adlen Fideicommisses für die bessere Menschheit, seinen Töchtern, jene bescheidene Zurückhaltung, jene stille Sittsamkeit, jene Feinheit der Delicatesse, wodurch das Frauenzimmer, selbst, wenn es auch auf Bewunderung rechnen darf, doch jedem verwirrenden Spähen derselben ausweicht. Sehr fein ist die Bemerkung, daß man auch an der gesellschaftlichen Unterhaltung, Theil nehmen könne, ohne ein Wort zu reden — daß die Mine, Ausdruck genug habe, um diesen Antheil zu zeigen — und daß selbige nur der Bemerkung des aufmerksamen Beobachters entgehe. "Witz ist das gefährlichste Talent, das Ihr besitzen könnt. "Nur mit der äussersten Behutsamkeit und Diskretion "und mit sanfter Herzensgüte dürft Ihr ihn gebrauchen, "wenn er Euch nicht unzählige Feinde erwecken soll. "Der Witz kann sich freylich sehr wohl mit einem sanften "Charackter und mit feiner Delikatesse vereinigen, aber "seltener sind noch die beyden Eigenschaften seine Gefährten — häufiger gesellen sich Eitelkeit und Gefallsucht "zu ihm, und in solcher losen Gesellschaft läuft er denn "gar leicht mit Kopf und Herz davon.„ — "Laune "(Humor) ist eigentlich vom Witz verschieden Sie ist "eine Schwester des Witzes und gesucht und geliebt, in "jeden geselligen Kreyse — aber auch ihr überlaßt Euch "nie, ohne sanfte Bescheidenheit und Vorsicht — gar "leicht springt sonst ihr Muthwillen über jene Delikatesse "hinweg, die die Weiblichkeit nie verlassen darf. Aber "auch ihr überlaßt Euch nie ohne Bescheidenheit und "Vorsicht — nimmer steht sie der Würde des Charakters "im Wege — Beyfall kann sie Euch oft erwerben, aber "nie Achtung und Ehrerbietung.„ — "Hüthet Euch "ja vor dem Medisiren, insbesondere über Personen Eures Geschlechts. Man beschuldiget Euer Geschlecht "fast allgemein, daß es sich vorzüglich zu diesem häß-

"lichen

"lichem Fehler hinneige. Ich denke, die Beschuldigung "ist ungerecht. Die Männer haben den Fehler nicht "weniger, sobald ihr Intresse dabey verwickelt ist. Da "sich aber das besondere Interesse unter Euch, öfterer "durchkreuzet, und Eure Empfindlichkeit eher gereizet "werden kann, als die unsrige; so giebt es nur für "Euch öftere Gelegenheiten zum Medisiren. Aus die"sem Grunde bewahrt ja immer ein feines Gefühl für "die Ehre Eures Geschlechts, vorzüglich wenn Ihr eine "Nebenbuhlerin habt.„ — "Unter Prüderie versteht "man gewöhnlich eine affectirte Delikatesse. Ich mögte "nicht gern, daß Ihr die Delikateste affectirtet. Ich "verlange nur, daß Ihr sie würklich besitzt. Mag es "dann kommen, wie es will; so ist es doch besser, sich "der Gefahr auszusetzen, daß ein Narr einmal über "Euch lacht, als Euren Charakter zu verschlimmern. — "Noch muß ich Euch Aufmerksamkeit für jene Eleganz "empfehlen, welche nicht sowohl eine Eigenschaft für "sich selbst, als vielmehr eine Veradelung einer jeden "andern — ist. Sie ist es, welche jedem Eurer Blicke, "jeder Eurer Bewegungen, und jedem Eurer Gespräche "einen unendlichen Reiz giebt, und Eure ganze Schönheit "verherrlicht — mit einem Worte, sie ist die Vervoll"kommung des Geschmacks in der Lebensart und in den "Manieren — sie ist die Entwickelung, einer jeden "Tugend, und eines jeden Talents, die in ihrer Beglei"tung eine angenehmere und liebenswürdigere Gestalt "gewinnen.„ Nach einer reineren und gesunderen Moral, die unsern Mädchen Erziehern mehr zu empfehlen wäre, dürfte man vielleicht vergeblich suchen — und wahrlich unsere Mädchen bedürfen einer sorgfältigeren Bildung, als die grössere Anzahl derselben, bishero erhielt. Wahrlich bey den mehresten kränkeln das Herz und der Kopf.

(Auf dem Umschlage zeiget die Ritscherische Buchhandlung in Hannover an, daß von dem Knigischen Werke: Ueber den Umgang mit Menschen — vier verschiedene Nachdrücke vorhanden seyn. Sie warnet gegen selbige, weil sie uncorrekt und fehlervoll sind.)

Ueber das Recht der Menschheit.

"Man gestattet den bloßen Menschen„ (in den Städten) "nicht einmal das Recht, ihr Brodt daselbst "zu betteln. Höchstens erlaubt man ihnen, sich auf "einen Kontract anzubauen: oder man überläßt es den "Theologen, ein Reich Gottes ohne Actien zu errich- "ten, und die Menschen mit einander, unter der "Rubrik von armen Sündern, auszugleichen.„

Arme Menschen! Euch ist übel gerathen! Also auf dieser Welt giebt es für euch kein ander Recht, als das Recht — arme Sünder zu werden. Und die Theologen, die alles jure divino abhandeln, können euch mit nichts dienen, als mit Hofnungen auf Gnade und Anweisungen zur Buße. Arme Sünder, die ihr seyd, besinnet euch nur nicht, seht euren traurigen Zustand nur nicht an. Nieder! Nieder auf die Kniee! Schlagt an eure Brust und sprecht, was euch eure Priester vorsagen. Lernt Litaneyen und Gebete, und heulet und weinet, und traget Leide, und kreuziget euer Fleisch, und fastet und thut Buße im Sack und in der Aschen. Das, das kommt euch zu. Das ist euer Recht, Pflicht und Beruf. —

Unbarmherziger, unbarmherziger Möser! — Uns unser Unglück so vorzurücken! — Ist keine Hülfe da: so laß uns doch nur unwissend bleiben. Aber Möser macht es viel ärger mit uns als Swift. Der beleidigte nur unsere Eitelkeit. Er hingegen demonstrirt uns unsere Jämmerlichkeit.

Möser

Möser ist in mehrerem Betracht Swift ähnlich, unter andern auch darin, daß er immer bey Gelegenheit schreibt, woher vielleicht sein Styl eben die Simplicität, Naivetät und Natürlichkeit erhält, die Swift's Werke unter allen Arbeiten der englischen Schriftsteller so besonders auszeichnen. Was man auch von Möser liest: so ist immer so viel Wahrheit in seinem Vortrage, daß man sich mit ihm unterhält, ohne seine Phantasie außerordentlich anstrengen zu dürfen. Er erleichtert dem Leser die Kunst zu lesen, ohne daß man ihm seine zuvorkommende Gefälligkeit abmerkt. Man hört von dem Manne mehr, als er sagt.

Ein Schriftsteller, der das glückliche Talent besitzt, den Leser auf dem kürzesten Wege, und ohne Ceremonien an seinen Standort zu führen, hat alles gewonnen. Nur muß der Leser Besonnenheit genug haben, um nicht zu vergessen, daß er am Standorte des Schriftstellers steht. "Wenn man die Mösersche Abhandlung über das Recht "der Menschheit„ (Berl. Monatsschrift. Jun. 1790.) mit dieser Besonnenheit liest: so ist man in gar keiner Gefahr zu verkennen, daß der Schriftsteller, welcher das Recht der Menschheit, wie man es sich wohl denken mag, so nachtheilig darstellt, eben dadurch dem wahren Rechte der Menschheit, den ersprießlichsten Dienst leistet. Vor dem Despotismus in einer andern Gestalt, als worin er gewöhnlich abgebildet wird, warnet Möser seine Brüder, und deckt deswegen die schwachen Seiten der Menschheit auf, die auch, wenn sie nicht einmal mit

Feigenblättern verhüllet sind, nur selten bemerkt werden Dieß ist ein Geschäft, daß man möglicher Weise nicht auf ein paar Blättern vollenden kann. Und was ist gewöhnlicher, als daß eine unvollendete Arbeit von jedem nach seiner Weise benutzt wird?

Wenn daher der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes Möser's Gedanken weiter zu verfolgen, und ihren Zusammenhang mehr zu entwickeln versucht: so glaubt er nicht nur nach dem eigentlichen Rechte der Menschheit, sondern auch zu unmittelbarem (wenigstens intendirtem) Vortheil der Menschheit zu handeln; um so mehr, da in den Möserschen angeführten Worten eine Behauptung enthalten ist, die für seine ihm in so mancher Beziehung liebe Vaterstadt, entweder ein Vorwurf, oder ein verdientes Lob seyn muß.

Ruhig und in Frieden können wir das Israelitische Volk, "das außer seinen Bündeln nur seine Menschheit "in die Wüste trug,, ziehen lassen. Aus der alten Erzählung ergiebt sich, daß nur die Egypter eine besonders nahe Veranlassung hatten, sich nach dem körperlichen Inhalt der Israelitischen Bündel zu erkundigen. Diese sind tod; und wer ist jetzt zu ihrem fiscalischen Anwalde bestellt? — Laß sie ziehen die Israeliten, und mögen nur diejenigen unter ihnen, welche sich jetzt zur Annahme der höchsten Würde der Rechtsgelahrtheit vorbereiten, auch andere Rechte, als die zweydeutigen und unausgemachten Rechte ihrer Ahnen, zu studiren nicht verabsäumen!

Aber

Aber die Behauptung — "man gestattet den "bloßen Menschen nicht einmal das Recht, ihr "Brod zu betteln" — trift uns unmittelbar, und geht uns ganz eigentlich an. Uns Hamburger insbesondere.

Zwar haben wir es auch mit den Fürstlichen Städten in Deutschland gemein, daß wir so früh als eine, Verordnungen gegen das Betteln machten. Aber weil wir uns des eben so sehr blendenden, als aufklärenden Einflusses einer Hofhaltung nicht erfreuen, sahen wir uns bald zu der unvermeidlichen Alternative getrieben, entweder unsere Verordnungen gegen das Betteln stillschweigend aufzuheben, oder auch mit allen unsern Kräften so lange zu arbeiten, bis diese Verordnungen im eigentlichen philosophischen Verstande wirklich recht wurden.

Wir, die wir nichts weiter sind, als Bürger und Einwohner einer freyen Reichsstadt: wo wollen wir den ersten und letzten Grund aller unserer Rechte anders finden, als in dem Rechte der Menschheit? Für uns giebt es kein Königs-Recht und kein Priester-Recht. Und in dem Reiche Gottes, oder dem Himmel-Reich, wo sie nicht freyen, noch sich freyen lassen, folglich auch keine Geschäfte machen, wie die unsrigen, können wir die Verhältnisse nicht wohl aufsuchen, die uns zum Muster und zur Regel der bürgerlichen Einrichtungen hienieden in unserer irdischen (und die Wahrheit zu gestehen, ziemlich feuchten) Atmosphäre dienen können.

Wir müssen also, wenn wir darau gehen, den Grund unserer Veoordnungen, Einrichtungen und Ver-

fassung zu untersuchen, so lange grübeln, examiniren und wieder examiniren, bis wir finden, was ohne weitere Neben-Bestimmungen und kleine Auskunfts-Mittel recht oder unrecht ist. Denn es ist niemand da, der uns die Arbeit abnimmt.

Findet sich, daß das Betteln ein Recht der Menschheit ist: so sind wir gezwungen, das Recht der bettelnden Menschheit zu respectiren.

Keiner von uns wird so träge zum Guten seyn, daß er diese Untersuchung sogleich von der Hand schlüge, weil sie nur Bettel betrifft. Und fände sich einer, der so kurz verfahren wollte: so würde er sich durch sein Verfahren für alle seine künftigen Untersuchungen sein Urtheil selbst sprechen. Denn das Recht oder Unrecht des Bettelns läßt sich nur durch eine gründliche und sehr sorgfältige Untersuchung der wahren, wesentlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen ausfindig machen.

Können wir nicht ein wahres Recht der Menschheit finden, welches unsere Armen-Anstalt rechtmäßig, und das Betteln unrechtmäßig macht: so fürchte ich jede Untersuchung über die Rechtmäßigkeit unsers ganzen Staates.

Also — Sollte (außer den geheiligten Wohnungen, in welcher die Beförderer, Handhaber und ausübenden Diener des Armen-Sünder-Rechts jure divino den unnatürlichen Dingen obliegen) das Betteln rechtmäßig seyn können?

Das

Das Betteln ist an sich unmöglich, wenn nicht zwey Personen existiren: Ein Mensch, welcher bedarf, und ein andrer Mensch, welcher giebt.

Ehe wir nun weiter gehen, wollen wir nicht vergessen zu bemerken, daß dem allgemeinen Sprachgebrauche gemäß, Betteln nicht heißt, wenn ein Sohn seinen Vater um Geld, oder irgend etwas anders bittet; wenn die Frau den Mann, der Mann die Frau, der Freund den Freund, der Bruder den Bruder um eine Gefälligkeit bittet. Das Bitten ist nicht Betteln; auch wenn es noch so oft wiederholt wird noch nicht. Betteln nennen wir es nur, wenn einer, der Nichts hat, es zu seinem Geschäfte macht, andere die Etwas haben (ohne ein anderes Verhältniß in Betracht zu ziehen, als, daß sie seiner Meinung nach, Etwas haben) um Mittheilung dessen, was sie haben zu bitten.

Diese kleine Genauigkeit ist nicht überflüßig gewesen; denn sie hat uns schon gelehrt, daß der Bettler mit dem Könige etwas mehr gemein hat, als seine bloße Menschheit. Dadurch, daß einer Mensch ist, ist er so wenig Bettler, als König. Er wird das eine, oder das andre, durch das Geschäft, welches er treibt. Der König regiert, d.h., er besorgt nach seinem Vermögen die Geschäfte, welche die von ihm Regierten, in so fern sie in diesem Verhältnisse stehen, zu besorgen haben. Der Bettler bettelt, d.h., er besorgt für sich das Geschäft, andere Leute, die Etwas haben zu bitten, daß sie ihm, der Nichts hat, Etwas geben.

Beide, der König, und der Bettler, sind also das, was sie als solche sind, durch eine besondere Anwendung ihrer Fähigkeiten, durch eine besondere Thätigkeit.

Nach dieser besondern Thätigkeit, werden sie benannt. Und über diese Benennung, welche den Stand anzeiget, wodurch sie sich von andern unterscheiden, vergißt man sehr natürlich hundertmal das, was sie mit einander, und mit allen übrigen Geschöpfen ihrer Art gemein haben, ihre Menschheit. Doch, die wohlthätige Natur selbst ermangelt nicht, uns zu rechter Zeit daran zu erinnern.

Für den gegenwärtigen Zweck wollen wir uns lediglich an die Bemerkung halten, daß es keine Bettler geben kann, wo kein Eigenthum ist.

Also ist es nicht der bloße Mensch, der Mensch qua Mensch, der von dem Menschen qua Menschen bettelt.

Also ist das Betteln in keinem engern Sinne des Worts menschlich zu nennen, als das Stehlen, Rauben, und andere Thätigkeiten, die dem Menschen freylich durch seine Menschheit möglich werden, aber nicht nothwendiger Weise möglich werden müssen.

Also wird nicht dem Menschen die Befugniß zu betteln versagt, sondern dem Bettler. Er kann aufhören, Bettler zu seyn, und bleibt nicht allein Mensch, sondern durch das Unterlassen dieser Thätigkeit, wird auch nicht eine einzige der Vollkommenheiten geschmälert, die seiner Natur gemäß sind.

Also

Also ist es eine reine Unmöglichkeit, dem bloßen Menschen das Recht zu betteln zu gestatten; denn der Bettler ist kein bloßer Mensch; er ist ein bettelnder Mensch.

Also giebt es wohl gar kein Recht zu betteln?

Also liegt vielleicht das Recht, des bloßen Menschen, Brod zu essen, in — dem Vermögen, Brod zu machen; welches Vermögen, in jedem Betracht der menschlichen Natur eben so möglich ist, als das Vermögen zu betteln, und mit dem Vermögen, Brod zu essen, in einem ungleich nähern Verhältnisse zu stehen scheint? — —

Hier könnten wir wohl die ganze Frage ruhen lassen, ohne Besorgniß, zu wenig gethan zu haben. Aber was hindert uns weiter zu gehen? Möser hat uns einen wahren Dienst gethan, daß er das Betteln und das (noch problematische) Recht der Menschheit so dicht zusammen stellte. Und, wenn die Philosophen, wie es den Anschein hat, keine Definitionen für das Recht der Menschheit vorräthig haben: vielleicht gewinnen wir durch unsre ehrliche, menschliche, und auf allen Fall unschuldige Arbeit Etwas, das dem gleich ist, was die Logiker eine genetische Difinition nennen.

Wir wollen Mösern, mit aller der Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Lernbegierde anhören, die ein Mann, wie er, verdient. — Er sagt:

"Ueberall und in jeder gesellschaftlichen Verbindung,
"liegt, ausser der Menschheit, eine dem Zweck angemessene
"Actie,

"Actie, oder Wahre zum Grunde, die einer besitzen "muß, um Genosse zu seyn. Das geringste Dörfchen "hat mehrentheils seine ganzen, halben und viertel Wah- "ren, nach welchen jeder der gemeinen Weide und Wal- "dung genießt, oder das Seinige zur gemeinen Besse- "rung beiträgt; und wenn ein Ungewahrter darin "auftreten, und sagen wollte: ich bin ein Mensch, darum "laß mich ein Stück Vieh auf die gemeine Weide trei- "ben: so würde ihm der Vorsteher antworten: du bist "ein Narr, die Menschen erhalten in unserm Dorfe "nichts mehr, als was wir ihnen aus gutem Herzen "geben wollen.,,

In diesen ausgezogenen Zeilen aus der Möserschen Abhandlung, sprechen eigentlich zwey Menschen, Möser und die Bauern eines Dörfchens. Da es hier sehr schicklich ist, alle Rangordnung zu ignoriren: so kann es nicht wider die Höflichkeit seyn, wenn wir die Bauern zuerst hören.

Diese drücken sich gegen einen, der um die Erlaubniß, auf ihre Gemeinweide ein Stück Vieh zu treiben, anspricht, anfangs zum Bewundern richtig und bestimmt, nachher aber mangelhaft aus.

"Ich bin ein Mensch,,, sagt der Fremde, "darum "laßt mich mein Stück Vieh auf eure Weide treiben.,, — Dadurch, daß er sagt: "Ich bin ein Mensch,,, will er ihnen die Aehnlichkeit zwischen ihm und ihnen, das, was sie wirklich mit einander gemein haben, zu Gemüthe führen. Dies läugnen sie nicht. Seine Menschheit räu-

men

men sie ein, und geben ihm nur zu verstehen, daß er kein bloßer Mensch, sondern ein närrischer Mensch ist. Sie drücken das, als Leute, die die Kürze lieben, mit Einem Worte aus. "Du bist ein Narr,, sagen sie. Nun sind zwar nicht alle Menschen Narren; aber einer kann doch kein Narr seyn, ohne zugleich — ein Mensch zu seyn. Und wenn wir die Gedanken, welche eigentlich in der kurzen Anwort dieser laconischen Bauern enthalten sind, näher entwickeln: was wollen sie anders sagen, als: — "Daß du ein Mensch bist, giebst du uns zu er-"kennen, indem du die Aehnlichkeit zwischen dir und uns "bemerkst, und uns diese deine Bemerkung mittheilst. "Das können wir auch, und haben noch an keinen andern "Geschöpfen, als an Menschen wahrgenommen, daß sie "es könnten. Das Vermögen, Dinge mit einander zu "vergleichen, und die bemerkte Aehnlichkeit oder Unähn-"lichkeit, Gleichheit oder Ungleichheit, denen, die uns "verstehen können, mitzutheilen, erkennen wir für ein "menschliches Vermögen. Wir erkennen auch, daß du "dies menschliche Vermögen anwendest, indem du unser "Verhältniß zu unserer Gemein-Weide einsiehst. Du "hast Recht, und urtheilst als ein vernünftiger Mensch, "wenn du dafür hälst, daß nicht die Weide ein Eigenthum "des Viehes, sondern das Vieh ein Eigenthum von "Menschen ist, welche für seine Nahrung sorgen und es "benutzen. Willst du fortfahren, als ein verständiger "Mensch zu urtheilen: so mache die Anwendung von "dem, was wir thun, auf dich. Wir sorgen für unser

"Vieh,

"Vieh, und haben für einen Theil der Erhaltung deſſel-
"ben gemeinſchaftlich eine Einrichtung getroffen. Mach
"du es auch ſo. Aber ſieh, wenn du uns nur lediglich
"auf die Gleichheit zwiſchen uns aufmerkſam machen
"willſt, vermöge welcher du das Vermögen haſt, zu be-
"merken, was wir thun, ſo zeigſt du dadurch freylich,
"daß du ein Menſch biſt. Indeſſen müſſen wir dich für
"einen närriſchen Menſchen halten, wenn du fähig biſt,
"die Gedanken mit einander zu verbinden, die ein-
"ander aufheben, daß wir die Einrichtungen, die wir für
"uns und unſer Vieh getroffen haben, zu dem Zweck,
"weswegen wir ſie trafen, unnütz machen ſollen,
"damit du und dein Vieh den Nutzen davon hätte, aus
"keinem andern Grunde, als — weil du, als einer unſerer
"Gattung, einſehen kannſt, wie unſere Einrichtungen
"ihrem Zwecke angemeſſen ſind. Sieh das immerhin ein,
"wie es ein jeder Menſch einſehen kann. Mach es auch
"ſo: ſo biſt du ein verſtändiger Menſch. Wenn dir es
"aber nicht ungereimt vorkommt, daß wir unſern Zweck
"deswegen aufgeben ſollen, weil du auch (wie wir)
"einſehen kannſt, wie wir ihn erreichen: ſo werden
"unter hundert Menſchen immer neun und neunzig ſagen:
"du biſt ein Narr!„

Ich müßte mich ſehr irren, oder die debattirenden Gewahrten haben, wenn ſie ſich auf den Zuſammenhang ihrer Gedanken recht beſinnen, dieſe ganze Reihe verknüpfter Begriffe in die kurze Antwort zuſammengedrängt, die ſie dem Ungewahrten geben, der ſich ſo

närriſch

närrisch gebehrdet. Hat meine Pharaphrase diesen Zusammenhang etwas deutlicher dargestellt: so wird dadurch desto mehr einleuchten, wie sehr sie Recht hatten.

Wenn sie aber nun hinzusetzen: "die Menschen erhalten in unserm Dorfe nichts mehr, als was wir ihnen "aus gutem Herzen geben wollen,,: so sagen sie etwas, was sie wahrscheinlicher Weise nicht sagen wollen, weil es gegen ihre erste vernünftige Rede allzusehr absticht, und (die Wahrheit zugestehn) den Aeusserungen des närrischen Prätendenten an die Gemein-Weide näher kommt.

Nicht die Menschen überhaupt "erhalten in ihrem "Dorfe nur das, was sie ihnen aus gutem Herzen geben "wollen.,, Nicht einmal alle die Menschen, welche bey ihnen ungewahret sind. Denn laßt einen Menschen zu ihnen kommen, der sich auf das Kesselflicken versteht: und sie werden diesem ungewahrten, fremden kesselflickenden Menschen das geben, wofür er mit ihnen einig wird, ihre Kessel zu flicken.

Nur die dürftigen Menschen erhalten von ihnen nichts weiter, als "was sie ihnen aus gutem Her"zen geben wollen.,, Und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie, indem sie es ihnen geben, mehr an ihre Dürftigkeit denken, als an ihre Menschheit. Denn so bald sie nur, den Trieben eines mitleidigen Herzens zufolge, den ersten dringenden Bedürfnissen abgeholfen haben, wird es nicht lange währen, bis sie sich mit dem Dürftigen in einen gewissen vorübergehenden Vertrag einzulassen suchen, vermöge welchem von der einen Seite Arbeit, und

von

von der andern Bezahlung an die Stelle des Gebens und Empfangens tritt, wobey der Dürftige Mensch bleibt, aber aufhört, dürftig zu seyn. Und er wird ihnen, wenn er den Vertrag eingeht, um so viel mehr gleich werden, weil er sich nun selbst nährt, wie sie, anstatt von ihnen ernährt zu werden, wodurch er sich in seinen eigenen Augen kleiner vorkommen mußte, als sie.

Es ist mir oft, wenn ich Untersuchungen, (nebst den Klagen und Declamationen) über die Ungleichheit unter den Menschen, die der originelle Genfer einst zu einem Mode-Gegenstand machte, gelesen habe, aufgefallen, daß man, da die Menschen, in so manchem Betracht, einander offenbar ungleich sind, sich bey dieser Erscheinung, die alle Augen sehen können, so lange aufgehalten hat, und nicht vielmehr die natürliche Gleichheit, die von dem Hochmüthigen, wie von dem Demüthigen eingeräumt werden muß, und noch nie ohne Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit verletzt worden ist — den schwächeren oder kurzsichtigen oder verblendeten Augen, derer, die sie noch nicht erkennen, bemerklich zu machen sucht. Wenn man die im Verhältniß zur ganzen Summe der Menschheit fast unendlich kleine Zahl der äusserst verstümmelten abrechnet: so sind alle Menschen einander gleich — in dem Vermögen sich selbst zu ernähren. Und es ergiebt sich ohne sehr tiefsinnige Untersuchungen, daß man ihnen ihre Menschheit auszieht, sobald man (wie Rousseau) den gewaltthätigen Versuch machen will, dies Vermögen, sich selbst zu ernähren, auf das Vermögen, Eicheln zu essen

und

und Wasser zu trinken, welches sie mit mehrern Thieren gemein haben, einzuschränken.

Schon die alte morgenländische Philosophie hat uns die Ameise, als ein Muster der Fleißes aufgestellt. Ich glaube wir lernen am meisten von ihr, wenn wir einsehen, welch ein unvollkommenes Muster sie für uns ist. Sie braucht Körner zu ihrer Nahrung, und sammelt diese des Sommers für den Winter. Sie thut aber nichts, sie hervorzubringen. Indeß hat die Geselligkeit dieser kleinen Thier-Gattung schon eine schwache Aehnlichkeit mit den Staaten des Menschen. Die Ameisen halten sich zu einander; und alle Thiere, kleine oder große, welche sammlen, und nicht lediglich nach dem Triebe des augenblicklichen Bedürfnisses verzehren, leben gesellschaftlicher bey einander. — Es gab eine Zeit in der Geschichte unsers Vaterlandes, da die Stammväter unserer hochgebohrnen Landesleute kein anderes Muster der geselligen Verbindung kannten, als das der Ameise. Der feste und gestrenge Edelmann pflegte sich während des rohen Mittelalters von Zeit zu Zeit, je nachdem das Bedürfniß ihn und seine Genossen determinirte, von seiner hohen Burg herabzulassen, um Speise zu sammlen, wie die Ameisen. Er nahm sie, wie die Ameisen, wo er sie fand, und nahm, wie sie, was er brauchen konnte, und that, wie sie, nichts um etwas anders hervorzubringen, als seines gleichen. Die Ameise holt sich das Korn, welches der Bauer hervorgebracht hat; der Edelmann that dasselbe. Die Ameise

braucht sich nicht zu kleiden; der Edelmann bedurfte es; aber er befriedigte sein Bedürfniß nicht, wie andre Menschen durch den Fleiß seiner Hände und die Erfindsamkeit seines Kopfes. Er half auch diesem Mangel ab, wie die Ameise, durch Nehmen. Der Edelmann ernährte sich im Grunde weniger selbst, weniger durch eigene Kraft, als die Ameise. Die Bedürfnisse der Ameise sind so eingeschränckt, wie ihre Kräfte; zu den Bedürfnissen des Edelmanns gehörte aber vieles, was andre Menschen erarbeiteten. Diesen arbeitenden Menschen war er, der raubende Mensch, eben so ungleich, als der Bettler. Er brauchte die Gewalt der Faust und seiner geraubten Waffen, um die Früchte ihrer Arbeit zu geniessen. Jener benutzt die natürliche Gewalt des Mitleidens, und der ganze Unterschied besteht darin, daß der eine trotzt, und der andre heult; die Aehnlichkeit ist, daß beide nicht arbeiten und doch geniessen wollen, was ohne Arbeit nicht hervorgebracht werden kann.

Um auszufinden, welches der menschlichen Natur angemessener sey — durch Rauben oder Betteln Mittel gewinnen sich von andern ernähren zu lassen — oder durch Arbeit sich selbst ernähren — dürfen wir nur die beyden Menschen-Classen, deren eine von Rauben oder Betteln und die andre von eigenem Fleiße lebt, in Gedanken in gleiche Umstände versetzen. Wir nehmen also an, daß der Edelmann des Mittelalters und der Bettler aus jedem Jahrhunderte sich in einer Gegend

befän-

befände, wo es keinen arbeitenden Menschen giebt. Hier wird der eine nicht rauben und der andere nicht betteln können. Essen können sie beyde was sie eßbares vorfinden. Nur kein Brod, denn das müßten sie erst bereiten. Es ist und bleibt der Preis der Arbeit. Um etwas anders, als Eicheln, zu essen, müssen sie beyderseits eben die natürlichen Kräfte der Erfindung und des Fleißes anwenden, durch deren Gebrauch die arbeitsamen Menschen ihnen jene Vortheile und jenen Genuß, schon abgewonnen haben. Auch in dieser Einöde wird vielleicht noch dieselbe Ungleichheit, oder vielmehr Unähnlichkeit, zwischen dem hochgebohrnen Edelmann und dem niedrig gebohrnen Bettler, statt finden. Auch hier wird der eine trotzen und der andre heulen. Es ist eine Folge der Gewohnheit. Aber es ist hier unnütz, weil es an arbeitenden Menschen fehlt, die sich die Erzeugnisse ihres Fleisses aus Feigheit abtrotzen, oder aus Gutmüthigkeit abheulen lassen. Weder dem Trotz des Hochgebohrnen, noch dem Geheul des Niedriggebohrnen wird der schneidende Nordwind ausweichen; weder das drohende Gebieten des einen, noch das jammernde Gewimmer des andern wird ihn vermögen, seinen Hagel und Schneegestöber, vor ihrer zusammen geschrumpften Haut vorbey zu blasen. Die allernährende Erde wird sich weder durch das mächtige Stampfen des Gestrengen, noch durch das leise Scharren des Heulenden bewegen lassen zur Zeit ihrer Fruchtbarkeit irgend eine andere Staude oder Halm hervorzutreiben, als wozu sie eben den Saamen vom letzten Herbste

her vorräthig hat. Zwar werden vielleicht beyde, weil die Noth doch allemal Thätigkeit lehrt, ihre Fäuste gegen das einfältige und wehrlose Schaaf gebrauchen, um an seinem wolligten Felle eine Decke zu gewinnen. Aber was wird ihnen die vorübergehende Anstrengung ihrer Fäuste helfen, ohne fortgesetzte verständige Arbeit? Eine Schaafshaut ist nicht groß genug, einen Menschen zu bedecken, und sie ist überdieß sehr unbequem dazu; denn sie wird steif, wie ein Brett, so bald sie von dem Körper abgerissen ist, über welchen die Natur sie wachsen ließ. Um ein Schaafs-Fell zur Bedeckung des Menschen geschickt zu machen, wird Thätigkeit des Verstandes und der Hände erfordert, und weder der gestrenge noch der wimmernde Mensch wird damit zum Zweck kommen, wenn er nicht ein arbeitender Mensch wird. Kurz ich glaube, unsere beyden Leute, die, so lange sie unter arbeitsamen Menschen waren, nicht arbeiten wollten, werden es in einer gänzlichen Entfernung von diesen nicht lange aushalten können, ohne ihre beiderseitigen übeln Gewohnheiten gegen die guten und menschliche Weise der vollkommeren und edleren Wesen ihrer Art, von deren Fleiß sie vorher mißbräuchlich unterhalten wurden, zu vertauschen. Wo niemand ist der etwas hat, kann der Gestrenge nichts durch Trotz, und der Niederträchtige nichts durch Geheul gewinnen. Durch Arbeit aber können sie sich beide erhalten.

Und da wir doch die beyden Leute, welche sich in der cultivirtern menschlichen Gesellschaft so unnütz gemacht

hatten,

hatten, bis so weit in den Wald begleitet haben: so laßt uns noch annehmen, daß sich ein paar ihnen gleiche weibliche Wesen zu ihnen fänden, ein gestrenges Fräulein und ein Bettelmensch. Diese werden ganz in demselben Falle seyn; denn abgerechnet, daß das grämliche Gefühl des Unvermögens, sich selbst zu helfen sehr untauglich ist, einen Menschen, der noch dazu nie anders als von Gewaltthätigkeit zu leben verstand, geschickt zu machen, einem andern, und wenn es auch ein Frauenzimmer ist, Dienste zu leisten: woher wird dieser rohe, ungeschlachte, Gestrenge, dieser des befehlens gewohnte Mensch, Behülflichkeit und Geschmeidigkeit gewinnen, und woher wird ihm, was das allererste ist, der Wille kommen, einem andern zu dienen, (auch einem Mädchen, oder einer Frau) ihm, der sich immer bedienen ließ, so lange er unter arbeitsamen Menschen lebte, die feig genug waren?

"Die Liebe wird es ihm eingeben!" — Die Liebe? — Aber welches Wesen in der Natur wird ihn der Liebe empfänglich machen, diesen Menschen der an nichts gewöhnt ist, als an Gewaltthätigkeit oder Niederträchtigkeit und Hungern. — Hüon freylich, Hüon kann von der Liebe leeren Felsen erklimmen, Holz hacken und Wasser tragen, damit Anada weniger Noth leide. Aber Hüon ist ein sehr cultivirter Mensch, ein höchst edler Mensch unter den cultivirtesten. Was für ein Mann ist Hüon gegen einen gemeinen Edelmann des Mittelalters oder einen Bettler unsrer Zeiten! — Die Ge-

schichte lehrt uns, daß allenthalben, wo die Ungleichheit unter den Menschen so weit ging, daß Sclaverey möglich ward, die Liebe etwas unbekanntes war und blieb. Wo das Vermögen der Knochen entscheidet, ist das schöne Geschlecht selbst durch seine Vorzüge zur Sclaverey verdammt. Das menschliche Geschlecht wird da nur von den Trieben regiert, worauf einige unter uns, die es mit der physischen Keuscheit besser meinen, als sie die moralische Natur des Menschen erkennen, einen Versuch gemacht haben, die Theorien unsrer Ehe zu gründen. Es giebt keine Liebe ohne Achtung; und diese ist von den Trieben ganz unabhängig eben so unabhängig, als sie, von der Größe des Durchmessers einer Achselkugel oder der Dicke einer Kniescheibe ist, und eben so wenig kann sie bey irgend einem Verhältniß bestehen das sich auf Sclaverey gründet. Wenn noch vor drey Jahren ein Philosoph es gewagt hätte, vorher zu sagen: die Franzosen können nicht immer Sclaven bleiben, weil sie ein galantes Volk sind: so würde man, wenigstens in Deutschland, über ihn gelacht haben. Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr vorher sagen; aber nichts hindert uns die Bemerkung zu machen, daß unter allen den Völkern, bey denen der Mann des Weibes Herr ist, von jeher lauter Sclaverey herrschte und bis auf diesen Tag herrscht.

Montesquieu ist zum Theil durch seinen zu sentenziösen Ausdruck Schuld daran, daß es Mode ward, den Grund der morgenländischen Sklaverey in dem warmen

und

und üppigen Klima zu suchen Aber sie ist so einheimisch in Rußland, als in der Türkey. Und nicht das Klima hat der Freiheit, einen Sitz auf den Schweitzer-Gebürgen bereitet. Ueberhaupt scheint der geographische Weg nicht der zu seyn, den man bey Untersuchung der Staats-Verfassungen einschlagen muß; am wenigsten schon jetzt, da man über den Begriff der Freiheit noch nicht einig ist. Wäre man darüber völlig einig: so könnte auch das Recht der Menschheit nicht mehr problematisch seyn. Und eben dieß ist die große Angelegenheit der Menschen.

Was wird es schaden, wenn ich hier einen Versuch mache, eine Theorie der Freiheit zu entwickeln, die mich einst ein sehr dummer, träger, fast ganz uncultivirter Bauer auf einer eben so uncultivirten Haide gelehrt hat? — Dieser Mensch war zu seinem Unglück nicht leibeigen. Wie dieß ein Unglück seyn könnte, hatte ich noch nicht begriffen. Es war ein schlechtes Jahr gewesen. Er hatte wenig Kartoffeln gebauet. Korn hatte er gar nicht. Ich hörte aber eine höchstschläfrige, pflegmatische Erzählung an, die er mir von der jämmerlichen Existenz seiner Kinder machte, welche (aus Schuld seiner Trägheit) zum Theil von meinem Mitleiden abhing, als uns ein Zug andrer Bauern begegnete, eben so pflegmatisch und unbehülflich, als jener, schlecht gekleidet, mit elenden Vieh und schlechtem Geschirr. Ich fragte "wer "sind die Leute?„ Er nannte mir das Dorf, und erst nach einigen Minuten setzte er hinzu: "sie sind Leibeigne„

und etwas später in seinem unveränderten Tone: "die "können schon durchkommen.„ Wenn sie nichts haben, muß ihnen der Herr was geben. "Nicht aus Unmuth "über seine eigene Noth äußerte er diese Worte; es war nicht die geringste Bitterkeit darein; auch kein Bestreben etwa mein Mitleiden mehr zu erregen, indem er sich sogar unter Leibeigene herabsetzte. Es war ein simpler Gedanke, eine Reflexion, wie er sie zu machen fähig war, erregt durch den Anblick der Kornsäcke auf den Karren jener Leibeigenen. Ihr Herr hatte das Korn in der Stadt für sie gekauft. Sie fuhren es nun langsam zu Hause, und die elenden Karren waren nur halb beladen, weil das arme Vieh zu kraftlos war, um mehr zu schleppen. Es war ein trauriger Anblick. Aber mein Bauer sah nur die Kornsäcke.

Es möchte schwer seyn, die Sclaverey in ihrer eigenthümlichen, wahren Gestalt näher zu erblicken, als sie mir hier sichtbar ward. Nicht das Aufheben und Niederdrücken der Arme, nicht das Rühren der Knochen ist menschliche Arbeit; mit Bewegung der Knochen arbeitet das Vieh auch. Kein Mensch wird unmittelbar durch solche Arbeit genähret; keiner kann sich durch solche Arbeit selbst nähren. Selbst das Pflügen erfordert mehr, als Bewegung der Knochen; und doch wird durch das Pflügen allein nicht ein einziger Kornhalm hervorgebracht. Der Mensch, der keine andere Kräfte anwenden kann, als die mechanische Bewegung seiner Glieder, bedarf der

Hülfe

Hülfe andrer Menschen zu seiner Erhaltung. Der Lastträger muß Hungers sterben, wenn er nicht unter andern Menschen lebt, die ihm Lasten zu tragen geben. Ohne die Anwendung andrer Kräfte, als die seinigen, sind die seinigen unnütz. Es ist also nicht einmal die Frage, ob diese Kräfte unedler sind, da man sie nicht für menschliche, sondern nur für thierische Kräfte erkennen kann. Der Mensch, der nur diese Kräfte gebraucht, demüthigt uns andre durch seine Gestalt, und kann, so lange er kein menschliches Vermögen anwendet, freylich nichts seyn, als Sclav. Der Sclav kann nicht existiren, ohne einen Herrn. Aus lauter Sklaven wird also keine menschliche Gesellschaft, kein Weiler, kein Dorf, kein Flecken, keine Stadt, kein Staat.

Auch wird, wer nur diese simpele Sätze nicht vergißt, sich keineswegen verwundern, daß der gewapnete Barbar der Vorzeit für edel galt. Er war edler als sein Leibeigenen. Er war mehr Mensch; denn er konnte ihnen befehlen. Durch die bloße Gewalt der Knochen kann kein Mensch den andern beherrschen. Die Knochen wirken nur nach mechanischen Gesetzen, durch die Schwerkraft. Befehlen läßt sich ohne Verstand nicht denken; und der dümmste Befehl ist nur die geringste Anwendung des Verstandes. Sklav ist einer allemal aus eigner Mangelhaftigkeit; und wenn die Stoiker sagten: nur der Verständige ist frey: so hatten sie nicht Unrecht. Der Leibeigene ist nur dadurch leibeigen, daß er nicht Verstand

genug anwendet, sich selbst zu ernähren. Und lediglich durch diese Anwendung des gemeinen Menschen-Verstandes werden andre gemeine Menschen seine Herren und Meister. Sind dieser viele: so bilden sie einen Staat, und ihre Sclaven sind dann Hausthiere in menschlicher Gestalt. Sie selbst aber können in ihrem Staate Freiheit genießen. Griechische Staaten haben uns davon Muster gegeben.

Ganz recht sagt also Möser: "Ueberall und in jeder "gesellschaftlichen Verbindung liegt eine dem Zwecke an"gemessene Actie oder Wahre zum Grunde.„ Wenn er aber hinzusetzt "außer der Menschheit„: so müßten wir entweder annehmen, daß die Vernunft nicht das wesentliche Kennzeichen der Menschheit wäre, oder (da es Unsinn wäre, Möser einer so unbegreiflichen Ueberei-lung fähig zu halten) lieber untersuchen, welches diese Actie, diese Wahre seyn kann. Die, die es nur seyn kann, hat Möser gewiß gemeint.

Möser scheint auf Land, auf Grund und Boden, hinzudeuten, oder vielmehr, er scheint seinen Ausdruck, Wahre und Actie durch das Land-Eigenthum erläutern zu wollen. Also ist die Frage:

Läßt sich vor einer geselligen Verbindung der Menschen Land-Eigenthum gedenken?

So parodox es auch klingen mag, so scheint es doch wahr zu seyn, daß überall nichts so durchaus und völlig von der Meinung, (oder wenn man lieber will, Einsicht andrer Menschen abhängt, als eben das Eigenthum.) Die Gesetze über Erbschaften, Schulden und Diebstähle unter allen Völkern, bringen Beweise davon vor. Und wenn man bis dahin über das Verfahren gegen die Güter der Geistlichkeit in einigen Ländern noch so wenig einig ist: so mag daran liegen, daß man diese Seite der Sache zu wenig genau betrachtet hat. Um aber bloß bey dem gegebenen Beyspiel zu bleiben, untersuchen wir nur, wie Land-Eigenthum entsteht.

Das Alter des Besitzthums, und Ansprüche von vorigen Zeiten her, die in einer rechtfertigenden Kriegs-Erklärung so ersprießliche Dienste leisten, können unmöglich den Anfang des Besitzes erklären. Und eben so unmöglich ist es uns, die durch unsre Geburt, Erziehung und Aufenthalt, unter cultivirten Menschen die Fähigkeit erhalten haben, darüber zu raisonniren, den ersten Anfang dieses Besitzes, (der auch der erste Anfang aller Cultur ist) mit unsern leiblichen Augen zu sehen. Denken wir uns Einen Menschen, der ein Stück Land, so gut er kann, bearbeitet: so muß es diesem, so lange er allein ist, immer unmöglich bleiben, die Vorstellung von einem Eigenthum mit diesem Grundstücke zu verbinden. Bis mehrere da sind, die an den Früchten, welche er gebauet hat, Theil nehmen können, bleibt der Begriff, Eigenthum, wodurch

wodurch sie von dieser Theilnahme ausgeschlossen werden, unmöglich.

Daß sie sich darüber vereinigen, daß sie Einer Meinung werden müssen, daß alle das Eigenthum des Einzelnen anerkennen müssen, um es wirklich zu machen, ist sehr klar. Denn nehmen wir an, daß sie sich darum schlagen: so müssen wir sie die Gewaltthätigkeit so lange fortsetzen lassen, (wenn sie es auf diesem Wege ausmachen sollen,) bis nur Einer übrig bleibt, die andern mögen entweder fortgelaufen, oder von ihm todtgeschlagen seyn. Dann hört aber wieder alles Eigenthum auf, weil niemand da ist, von dem er es vindiciren kann.

Liegt nun auf diese Art alles Eigenthum in der Meinung, oder den Begriffen der Menschen: so ist nur noch der Grund dieser Meinung zu untersuchen. Es muß ein Merkmal in diesem Begriffe seyn, welches alle Menschen darin erkennen, und welches dadurch der Grund ihrer Meinung wird. Dieses ist zu suchen.

Es kann kein andres seyn, als das des **Erwerbs**. — Das Stück Land an sich ist dem Menschen um sein selbst willen nichts werth. Als ein fester flacher Körper kann es ihm nur dienen, ihn zu unterstützen. Er kann darauf treten, und darauf liegen. Die Stelle, welche Ein Fuß bedeckt ist mit der, worauf der andre tritt, nur durch die Nachbarschaft verbunden; und so bald er weiter geht, hört alle Verbindung seiner Person mit diesem Fleck Erde auf. — Es ist eben so, wenn er sich darauf gelegt hat,

hat, und wieder aufsteht. Eine ganz andre Verbindung zwischen der Person und der Sache (persona, der Mensch, und res, das Stück Land) tritt ein, sobald er es bearbeitet. Arbeit ist zweckmäßige Thätigkeit. Und das Produkt ist der erreichte Zweck der Arbeit. Dieses Product, es sey ein aus der Saat hervorgewachsener Kornhalm, oder eine gepflanzte Kartoffel ist erworben. Der Mensch verrichtete die Arbeit des Pflanzens, um den Zweck, die Existenz des Products zu erreichen. Dazu war der Boden nöthig, in welchen gesäet, oder gepflanzt ward. Aber dieser Boden, dieß Stück Land, war nicht der Zweck; er war nur das, ohne welches der Zweck nicht erreicht werden konnte. Dieß hat er mit der Arbeit des Pflanzens oder Säens gemein; denn weder Kartoffeln noch Korn werden auf einem kahlen Boden wachsen, wenn sie nicht gepflanzt sind. — Das Product ist also der Zweck; das Pflanzen oder Säen, d. h. die zweckmäßige Bearbeitung des Bodens ist die conditio sine qua non, die Bedingung, durch welche der Zweck möglich wird. Die ganze Verbindung des Menschen (persona) und des Grundstücks (res) ist also von dem Zweck, dem Product abhängig. Wenn er nicht dies Product erzielen wollte, würde sich der Mensch mit dem Boden gar nicht weiter abgegeben haben, als um darauf zu treten, oder zu liegen.

Das Eigenthum des Menschen im allerstrengsten Verstande ist also das Product, das was er hervorgebracht hat, das Korn, die Früchte.

Wir

Wir müssen sehen, ob dieser Satz die Probe hält. — Aber welche Probe? — Die, daß er angewandt ward, ehe man ihn in dieser Form erkannte. Ist der Satz wahr: so müssen ihn alle in Gesellschaft lebende Menschen, d. h. alle Staaten, angewandt haben, ohne ihn erst abstrahiren zu dürfen. Haben sie das?

Unsre Vorfahren in Deutschland führten in jener Periode ihrer Wildheit, da wir sie durch fremde Schriftsteller kennen lernen, und sie nur kaum Barbaren nennen können, zum Theil ein herumziehendes Leben. Sie bebauten dies Jahr eine Strecke Land, und verließen sie das folgende. Der verlassene Acker gehörte niemand, und niemand bekümmerte sich darum. Die Früchte die jeder gebauet hatte, waren jedes Eigenthum. Auf das folgende Jahr ward in der Gegend, wo sie sich befanden, der Acker, auf dem ein jeder seine Früchte baute, einem jeden wiederum von den Obmännern der kleinen Völkerschaft zugetheilt. Es giebt noch nomadische Völker, welche bald an diesem, bald an jenem bequemern Orte ihren kärglichen Ackerbau treiben. Und seitdem in England das Feudal-System einer bessern Verfassung Platz gemacht hat: was hat man gethan? — Man hat seinen eignen Acker verpachtet.

Ein deutlicher Beweiß, daß eigentlich die gewonnenen Früchte im strengsten Verstande das Eigenthum des erwerbenden Menschen sind, und bey dem Acker im Grunde

Grunde nur seine Unentbehrlichkeit zu diesem Erwerbe berechnet wird. Diese Berechnung ist der Grund der Pachtung. Der Pächter erwirbt sich durch seine verständige Arbeit das Eigenthum der Früchte. Diese Früchte, dieß strenge Eigenthum, kann er der Natur der Sache nach, nicht verpachten. Er muß es verkaufen. Es ist sein Eigenthum, und wird für einen Preis, um den sich beyde vergleichen, das eben so strenge Eigenthum eines andern, das verzehrt, verschenkt und verkauft werden kann. Bey der Verpachtung des Ackers wird eigentlich die Bedingung zu dem Zweck gegen einen gewissen Preis ausgeglichen. Man macht eine Berechnug, wodurch der Werth dieser Bedingung gefunden wird; und nicht der Acker, sondern der Werth dieser Bedingung wird bezahlt; wie denn überhaupt in einer jeden Pacht die conditio sine qua non bezahlt, und diese allein nur angeschlagen wird.

(Der Schluß nächstens.)

Inhalt.

Auszug aus der im Septemberstücke, (1789) des Journal encyclopedique befindlichen Anzeige des Werks: Ayeen Ackbery, oder Anordnungen des Kayfers Ackbet, nach dem Persischen Original übersetzt, durch Franz Gledwin. Drey Bände in 4to. Kalekuta 1783, 84 und 86. . . . Seite 1481

A. Deutsche Journale.

I. Der neue deutsche Zuschauer.
Xtes Heft. = = = Seite 1490

II. Antworten auf wichtige und würdige Fragen und Briefe weiser und guter Menschen, von Joh. Kaspar Lavater.
Julii, 1790. = = = 1493

III. Neuer deutscher Merkur.
September. 1790. = = = 1497

IV. Berlinische Monatsschrift.
September. = = = = 1499

V. Göttingisches historisches Magazin.
Des VIIten Bandes, 1tes Stück. = 1502

VI. Braunschweigisches Journal.

VII. Journal des Luxus und der Moden. = 1521

VIII. Oekonomische Weisheit und Thorheit, oder Journal von und für Oekonomen, Kameralisten, Hausmütter, Gartenliebhaber und Freunde der Stadt- und Landwirthschafts-Kunde.
Dritter Theil. Erfurt. 1790. 8. = 1529

IX. Neue Litteratur- und Völkerkunde.
No. VI.
Junius. 1790. = = = = 1546

X. Deutsche Monatsschrift.
August. 1790. = = = = 1554

XI. Historisch-Politisches Magazin.
Junius. 1790. = = = 1569

XII. Jahrbuch für die Menschheit.
Sechstes Stück. = = = 1585

Ueber das Recht der Menschheit. = = 1596

ward, was nur die Kunst erfunden, und die Erfahrung sanctionirt hat, um den Jüngling zu retten; so war doch alles umsonst. Dieser traurige Zufall machte einen tiefen Eindruck auf das theilnehmende Herz, des Herrn Verfassers dieser kleinen, im ädelsten Tone geschriebenen Abhandlung — und er gab sich alle Mühe, diejenigen Mittel zu studieren, die man bisher zur Rettung der Ertrunkenen ausfindig gemacht hat — und noch neue ausfindig zu machen, um mit selbigen, jenen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, und sie den Ihrigen wieder zu schenken. Er hat zu dem Ende alles gelesen, und mit vielem Fleiße gesammelt, und mit einander verglichen, was man über diesen Gegenstand schrieb — auch die Ursachen mit vieler Deutlichkeit angegeben, warum in den mehresten Fällen, die angewandten Hülfsmittel vergeblich zu seyn pflegen. Der 6te Spus verbreitet über die Kennzeichen des würklichen Todes und die Mittel, wodurch man selbigen, von der bloßen Pulslosigkeit unterscheidet, viel Licht. Es ist zu beklagen, daß, wie im 5ten Spho S. 13. gesaget wird, die Herren Aerzte über die zur Rettung der im Wasser Verunglückten anzuwendenden Hülfsmittel, sich noch nicht zu vereinbaren gesucht. Der Gegenstand ihrer Discussion ist wahrlich so wichtig, daß man alle Ursache hat zu wünschen, über selbigen zur feststehenden Gewißheit zu gelangen, und alle in Ansehung desselben existirende Zweifel, völlig zu heben. Im 18ten Spho giebt Herr V. diejenige Methode an, nach welcher seiner Meinung und Ueberzeugung nach, alle Ertrunkne zu behandeln sind — und diese Methode stimmt auch mit den bekannten Theorien, genau überein: wo sie aber abweicht, scheint der hier vorgeschlagenen, kürzeren, schnelleren und doch sicheren Handgriffe halben, der Vortheil auf ihrer Seite zu seyn. Den Beschluß macht ein ziemlich vollständiges (wenn es von Herrn V. verlangt werden sollte, von dem Verfasser dieser Anzeige aber doch noch, zu erweiterndes) Verzeichniß aller grösseren und kleineren Schriften, die von den plötzlichen Todesarten und den in Ansehung der Verunglückten anzuwendenden Hülfsmitteln reden. Es wäre zu wünschen, daß diese schöne Schrift, durch eine Uebersetzung gemeinnütziger gemacht werden mögte.

Von dem vortreflichen, in einem gleichen Grade unterhaltenden, als lehrreichen Werke: The Voyage of Governor Phillip's to Botany-Bay &c. London. 1789. 8 aus welchem man einen Auszug findet, im vierten Stücke des neuen Journals aller Journale. S. 445 u. f. ist nunmehro, in Herrn Hoffmanns in Hamburg Verlage, eine von Herrn Professor Sprengel in Halle besorgte Uebersetzung erschienen. Sie ist als der zweyte Theil der in eben diesem Verlage herauskommenden neueren Geschichte der See- und Landreisen — und man kann, ohne Bedenken hinzusetzen, als ein würdiger Pendant, der Nachrichten von den Pelew-Inseln, welche den ersten Theil jenes Werks ausmachten, anzusehn. So, wie man in jenem ersten Theile die Menschheit von ihrer unschuldigsten und ädelsten Seite kennen lernte; so sieht man sich hier manchmal genöthiget, seinen Blick, auf eine äußerst verdorbene, von ihrem vaterländischen Welttheile ausgeworfene Menschenrace zu werfen, die aber auch dadurch, und durch das ihr geschenkte Leben, noch nicht gebessert war, sondern, (zum sicheren Beweise, daß man die Urquellen der mehresten Untugenden des Menschen, im Blute zu suchen hat), auf der Botany-Bay, — da wiederum anfing, wo sie in England aufgehört hatte. So, wie der Britte, dem Originale, eine ganz vorzügliche Anzüglichkeit zu geben gewußt, so hat auch der Herr Uebersetzer selbige, in unsere Sprache überzutragen, gleichwohl aber ihr allen Zwang zu benehmen, und soviel Gewandheit zu geben gewußt, daß man ein ursprüngliches deutsches Werk zu lesen glaubt. Druck, Papier und Kupfer sind schön, und es fehlt also diesem Producte nichts, um es in die Hände aller derer zu bringen, die selbst bey ihren Unterhaltungen, einen richtigen Geschmack und den edlen Wunsch zu erkennen geben, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden.

Eine ganz andre Verbindung
d der Sache (persona, der
Stück Land) tritt ein, sobald er
t zweckmäßige Thätigkeit. Und
richte Zweck der Arbeit. Dieses
s der Saat hervorgewachsener
pflanzte Kartoffel ist erworben.
ie Arbeit des Pflanzens, um den
Products zu erreichen. Dazu
in welchen gesäet, oder gepflanzt
en, dieß Stück Land, war nicht
das, ohne welches der Zweck nicht
Dieß hat er mit der Arbeit des
gemein; denn weder Kartoffeln
inem kahlen Boden wachsen, wenn
. — Das Product ist also der
er Säen, d. h. die zweckmäßige
s ist die conditio sine qua non,
welche der Zweck möglich wird.
des Menschen (persona) und
ist also von dem Zweck, dem Pro-
n er nicht dies Product erzielen
Mensch mit dem Boden gar nicht
, als um darauf zu treten, oder

des Menschen im allerstrengsten
Product, das was er hervor-
orn, die Früchte.

Wir

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 520
Patch Reference numbers on UTT
the scale towards document